

Programm

Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Demografie 2019

in Zusammenarbeit mit der
dem Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg

13.-15. März 2019

Universität Bamberg



Schwerpunktthema:

Regionale und sozialstrukturelle Disparitäten –
Indikatoren und Befunde

VERANSTALTUNGSORT

Universität Bamberg
An der Universität 5
96047 Bamberg

Räume: 00.24, 01.17, 0.1.18, 01.22, 02.17, 02.18, 02.22

TEILNAHMEGEBÜHREN

Bis zum 15.02.2019

	Mitglieder	Nichtmitglieder
Student	40 €	40 €
Normal	80 €	140 €

Nach dem 15.02.2019

Student	50 €	50 €
Normal	100 €	160 €

ANMELDUNG

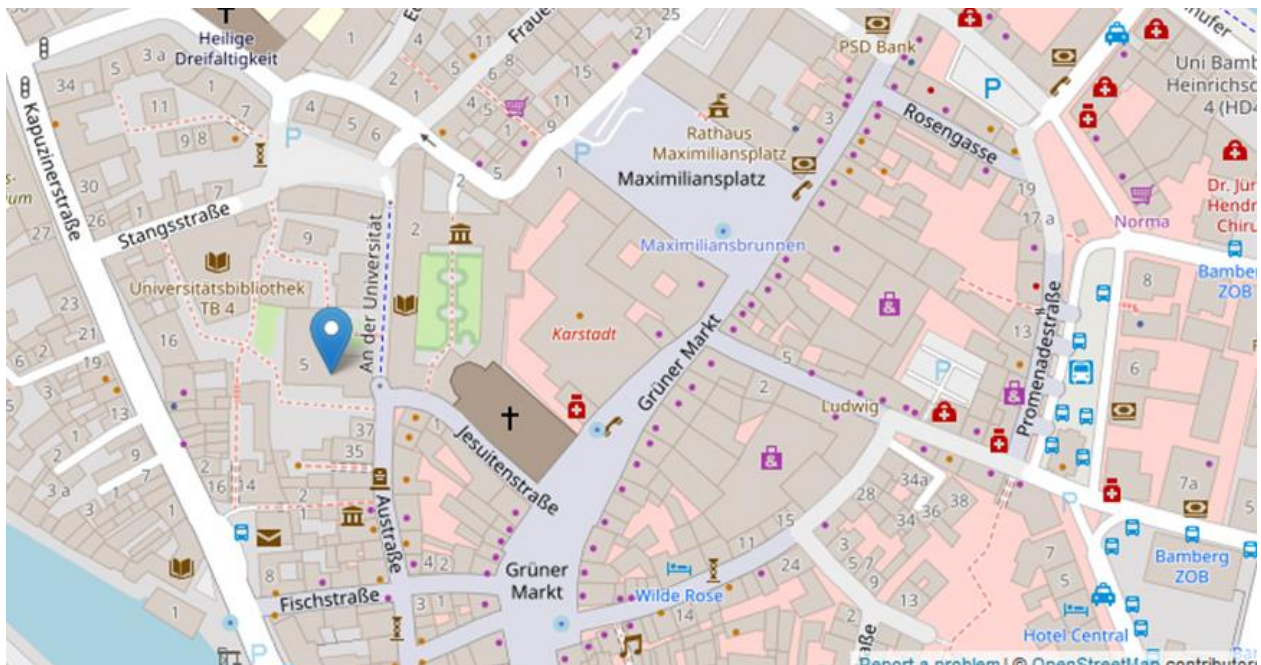
Online unter <https://dgd-online.de/anmeldung-fuer-dgd-jahrestagung-2018/>

Auf Wunsch senden wir Ihnen nach der Veranstaltung eine Teilnahmebestätigung zu. Nehmen Sie dazu gerne mit uns Kontakt auf.

KONTAKT

Deutsche Gesellschaft für Demographie e.V.
Geschäftsführerin: Dr. Christina Westphal
Universität Rostock, Institut für Soziologie und Demographie
Lehrstuhl für empirische Sozialforschung und Demographie
Ulmenstr. 69 ·
18057 Rostock

Lageplan der Universität Bamberg



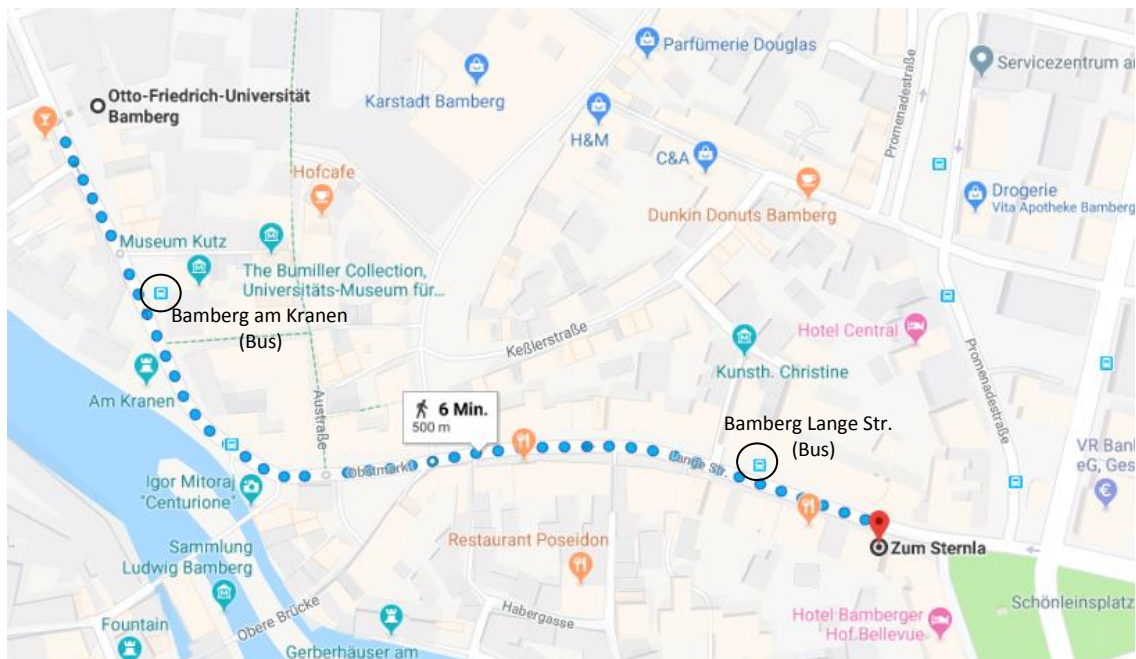
<https://www.uni-bamberg.de/universitaet/anreise/an-der-universitaet-5-u5/>

Empfang im „Gasthaus zum Sternla“

Am Donnerstag, den 14.03. empfangen wir Sie ab 19:30 Uhr herzlich im „Gasthaus zum Sternla“. Damit wir ausreichend Plätze reservieren, bitten wir Sie um Rückmeldung, ob Sie an dem Empfang teilnehmen möchten. Der Unkostenbeitrag beträgt 10€.

So gelangen Sie dorthin:

Gasthaus zum Sternla
Lange Straße 46
96047 Bamberg
Tel: 0951 28 75 0



Vorschläge für Mittagessen

Restaurant/Café	Adresse	Essensangebot
Gasthof Wilde Rose	Kesslerstraße 7	bodenständige, regionale Küche
Restaurant Swarg	Frauenstraße 2	Indische Küche (11:30 - 14:30)
Cafe DaCaBo	Heumarkt 7	Diverse Gerichte, Salate, Baguette, Snacks (mit Blick auf die bekannte Bronzeplastik „Liegende mit Frucht“ des kolumbianischen Bildhauers von Fernando Botero, die Teil des Bamberger Skulpturenwegs ist)
VitaminX – Fruit & Coffee-Shop	Austraße 15	umfangreiche Auswahl an vegetarischen Speisen und Getränken
Mehrere Cafés/Bistros in der Austraße		Frühstück den ganzen Tag über, verschiedene Speisen (Pasta, Schnitzel, Burger, Suppen, Flammkuchen etc.)
Hofcafé	Austraße 14	
Café Müller	Austraße 23	
Café Esspress	Austraße 33	

Die Tagungsräume befinden sich An der Universität 5 in der Bamberger Innenstadt mit zahlreichen weiteren Essensangeboten bei diversen Ständen, Bäckereien und Metzgereien (z.B. Metzgerei Lessner, Kesslerstraße 18). Darüber hinaus besteht das Angebot diverser Food-Filialen in der Austraße bzw. in der Fußgängerzone, wie z.B. Subway, Kochlöffel, Nordsee oder „Le Buffet“ im Kaufhaus Karstadt.

Darüber hinaus gibt es in der Altstadt mit der „Sandstraße“ eine beliebte Ausgehmeile, in der sich Restaurants, Bars und Cafes aneinanderreihen, unter anderem der bekannte Brauereigasthof „Schlenkerla“. Angesichts der kurzen Mittagspause ist dieses Ziel allerdings eher eine Empfehlung für den Abend.

Programmüberblick

Mittwoch, 13.03.2019

13:00 - 14:00 (SR 01.17)	Registrierung
14:00 - 15:30 (HS 00.24)	DGD Opening <i>Gabriele Doblhammer</i> Grußworte <i>Andreas Starke, Oberbürgermeister der Stadt Bamberg</i> <i>Margarete Wagner-Braun, Vizepräsidentin der Universität Bamberg</i> Keynote Lecture <i>Henriette Engelhardt-Wölfler:</i> Family inequality: On the changing educational gradient in family patterns in Germany
15:30 - 16:00 (SR 01.17)	Kaffeepause
16:00 - 17:30 (SR 02.22) (SR 02.17)	Sessions - Demografische und Gesellschaftliche Entwicklungen I - Wohlbefinden in Familien
17:45 -19:45 (HS 00.24)	Mitgliederversammlung und Bekanntgabe der Wahlergebnisse der Vorstandswahl
ab 20:00 (SR 01.17)	Sektempfang

Donnerstag, 14.03.2019

9:00 - 09:50 (HS 01.22)	Keynote Lecture <i>Hans-Peter Blossfeld:</i> Bildungsexpansion und Berufsstrukturwandel - Ist Bildung tatsächlich ein positionelles Gut?
10:00 - 11:30 (SR 02.17) (SR 02.22) (SR 02.18)	Sessions - Demografische und Gesellschaftliche Entwicklungen II - Regionale Disparitäten in der Morbidität - Was kostet der Kinderwunsch? Konsequenzen reproduktionsmedizinischer Behandlungen
11:30 - 13:00 (SR 01.17)	Postersession und Mittagsimbiss
13:00 - 14:30 (SR 02.22) (SR 02.17) (SR 02.18)	Sessions - Migration, Integration und Weltbevölkerung I - Demografische Methoden - BIB Session: Panelumfragen des BiB - Aktuelle Entwicklungen und Analysepotenziale
14:30 - 15:00 (SR 01.17)	Kaffeepause
15:00 - 16:30 (SR 02.17) (SR 02.22)	Sessions - Migration II - Wohnen und Gesundheit
16:45 - 17:30 (HS 01.22)	Gedächtnisvorlesungen
17:45 - 19:00 (SR 02.18)	Meeting des DGD-Vorstands und der AK-Sprecher
ab 19:30	Empfang "Zum Sternla"

Freitag, 15.03.2019

8:00 - 9:00 (SR 02.18)	Nachwuchsfrühstück
9:00 - 09:50 (HS 01.22)	Keynote Lecture <i>Sebastian Klüsener:</i> Räumliche Disparitäten: Die Verknüpfung sozialgeografischer und demografischer Perspektiven
10:00 - 11:30 (SR 02.17) (SR 02.22)	Sessions - DGD – NachwuchspreisträgerInnen - Regionale Disparitäten in der Mortalität
11:30 - 12:00 (SR 01.17)	Kaffeepause
12:00 - 12:30 (HS 01.22)	Preisverleihung Nachwuchspreise der DGD
12:30 - 14:00 HS (01.22)	Podiumsdiskussion Schlussworte/ Ende der Veranstaltung

Ausführliches Programm

Mittwoch, 13.03.2019

Uhrzeit	Programm
13:00-14:00 (SR 01.17)	Registrierung
14:00-15:30 (HS 00.24)	DGD Opening <i>Gabriele Doblhammer</i> Grußworte <i>Andreas Starke, Oberbürgermeister der Stadt Bamberg</i> <i>Margarete Wagner-Braun, Vizepräsidentin der Universität Bamberg</i> Keynote Lecture „Family inequality: On the changing educational gradient in family patterns in Germany“ <i>Henriette Engelhardt-Wölfler</i>
15:30-16:00 (SR 01.17)	Kaffeepause
16:00-17:30 (SR 02.22)	Demografische und Gesellschaftliche Entwicklungen I Moderation: Philipp Deschermeier Arbeitsmarktbeteiligung beim Übergang ins Rentenalter: Theoretischer Ansatz, Studiendesign und Analysepotenzial des Surveys „Transitions and Old Age Potential“ (TOP) <i>Andreas Mergenthaler, Volker Cihlar, Laura Konzelmann, Frank Micheel</i> Potential for prolonging working life in Germany: overcoming labour market challenges in a drastically ageing population <i>Sebastian Klüsener, Christian Dudel, Elke Loichinger, Harun Sulak, Mikko Myrskylä</i> Die Teilzeitfalle und ihre Bedingungsfaktoren <i>Uta Brehm, Linda Lux</i> Modellierung von Migrationsströmen: Ist “replacement migration” realistisch, wenn Emigration und Immigration getrennt projiziert werden? Eine Analyse mit Daten für Deutschland <i>Johann Fuchs</i>

Mittwoch, 13.03.2019

16:00-17:30
(SR 02.17)

Wohlbefinden in Familien

Moderation: Michael Feldhaus, Anne-Kristin Kuhnt

Gibt es Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden von Kindern in verschiedenen Familienkonstellationen?

Andreas Klocke, Sven Stadtmüller

Depressive Eltern, verhaltensauffällige Kinder? Ein Vergleich der elterlichen und kindlichen Einschätzung des Zusammenhangs zwischen elterlichen Depressionen und kindlichem Wohlergehen

Stephanie Heß, Matthias Pollmann-Schult

Familien als Intermediäre zwischen Wohngebiet und kindlichem Wohlbefinden. Eine empirische Überprüfung der Theorie konzentrierter Benachteiligung und relativer Deprivation

Jasmin Schmitt

Changes in parent-child-contact in later life-transitions into cohabitation

Florian Schulz

17:45-19:45
(HS 00.24)

Mitgliederversammlung und Bekanntgabe der Wahlergebnisse der Vorstandswahl

Ab 20:00
(SR 01.17)

Sektempfang

Donnerstag, 14.03.2019

Uhrzeit

Programm

9:00-9:50
(HS 01.22)

Keynote Lecture

Bildungsexpansion und Berufsstrukturwandel. Ist Bildung tatsächlich ein positionales Gut?

Hans-Peter Blossfeld

10:00-11:30
(SR 02.17)

Demografische und Gesellschaftliche Entwicklungen II

Moderation: Christina Benita Wilke

Stochastische Prognose demografischer Entwicklungen auf Basis von Hauptkomponentenanalysen. Exemplarische Anwendung anhand altersspezifischer Überlebensraten

Patrizio Vanella

Verbleib von Zuwanderern als Determinante demografischer Entwicklung

Wido Geis-Thöne

Gibt es eine neue Phase der Suburbanisierung in Deutschland? Eine Analyse der Binnenwanderung und Mietpreisentwicklung von 1991 bis 2016

Nico Stawarz, Nikola Sander, Harun Sulak

Welchen Einfluss hat eine Intention zum bürgerschaftlichen Engagement auf eine spätere Realisation? Empirische Befunde aus der TOP-Studie

Frank Micheel

Donnerstag, 14.03.2019

10:00-11:30 Regionale Disparitäten in der Morbidität

(SR 02.22) Moderation: Annelene Wengler

Kommunale Gesundheitsberichterstattung in Bremen

Eva Kibele, Günter Tempel

Regionale Unterschiede in funktional definierten Netzwerken von Leistungserbringenden im Gesundheitswesen

Dominik Domhoff, Dirk Peschke

Sozioökonomische Unterschiede in der Krebsinzidenz in Deutschland – Eine exemplarische Anwendung des German Index of Socio-Economic Deprivation (GISD)

*Benjamin Wachtler, Lars Eric Kroll, Jens Hoebel, Julia Fiebig, Thomas Lampert, Alexander Kata-
linic, Benjamin Barnes, Klaus Kraywinkel*

The effect of regional characteristics on the age pattern of mortality across German administrative districts

Marcus Ebeling, Sebastian Klüsener, Roland Rau, Eva Kibele

10:00-11:30 Was kostet der Kinderwunsch? Konsequenzen reproduktionsmedizinischer Behandlungen

(SR 02.18) Moderation: Michael Feldhaus, Anne-Kristin Kuhnt

Warum Deutschland ein Reproduktionsmedizingesetz braucht und wie es aussehen könnte: Interdisziplinäre Argumente zu eSET, Leihmutterschaft und Eizellspende

Martin Bujard

Infertility, infertility treatment and relationship quality

Claudia Schmiedeberg, Laura Castiglioni

Der gemeinsame Kinderwunsch gleichgeschlechtlicher Frauenpaare - Ergebnisse einer qualitativen Fallstudie

Anna Koch, Sonja Haug

11:30-13:00 Postersession und Mittagsimbiss

(SR 01.17)

13:00-14:30 Migration, Integration und Weltbevölkerung I

(SR 02.22) Moderation: Sonja Haug, Susanne Schmid

Die gesundheitliche Situation Geflüchteter in Deutschland und Österreich: Determinanten und Mechanismen

*Daniela Georges, Isabella Buber-Ennser, Judith Kohlenberger, Bernhard Rengs, Gabriele Dobl-
hammer*

Integration von Geflüchteten in unterschiedlichen Siedlungsräumen

Lutz Eichholz, Annette Spellerberg

Back to no future? Erfahrungen und Perspektiven von Migranten aus Westbalkanstaaten im „langen Sommer der Migration“

Daniel Göler

Lebensformen der Bevölkerung mit Migrationshintergrund in Deutschland

Anne-Kristin Kuhnt, Sandra Krapf

Donnerstag, 14.03.2019

13:00-14:30 Demografische Methoden

(SR 02.17) Moderation: Roland Rau, Felix zur Nieden

The healthy cross-sectional average length of life (HCAL)

Markus Sauerberg

Im Auge der Betrachter*innen? Zum Zusammenhang regionaler und subjektiver Sex Ratios

Andreas Filser, Richard Preetz

Geheimhaltung in den Bevölkerungsstatistiken

Felix zur Nieden

How many old people have ever lived?

Gustav Feichtinger

13:00-14:30 BIB Session: Panelumfragen des BiB - Aktuelle Entwicklungen und Analysepotenziale

(SR 02.18)

Moderation: Sebastian Klüsener

Der Übergang in den Ruhestand im partnerschaftlichen Kontext: Die dyadische Perspektive in der dritten Welle der Studie „Transitions and Old Age Potential“ (TOP)

Laura Konzelmann, Andreas Mergenthaler, Volker Cihlar, Frank Micheel

Die Familienleitbild-Daten des BiB am Beispiel von Leitbildern zu verantworteter Elternschaft in Deutschland und Ungarn

Anna Dechant

GGP Push-to-Web Experiment in Deutschland: Darstellung des Projekts und erste Ergebnisse

Robert Naderi, Martin Bujard, Detlev Lück, Norbert F. Schneider, Almut Schumann

Understanding the individual consequences of emigration from highly-developed countries: Aim, scope and design of the German Emigration and Remigration Panel Study (GERPS)

Andreas Ette, Nils Witte, Jean Guedes Auditor, Nikola Sander, Norbert Schneider, Jean Philippe Pierre Décieux, Marcel Erlinghagen

14:30-15:00 Kaffeepause

(SR 01.17)

15:00-16:30 Migration II

(SR 02.17) Moderation: Susanne Schmid

Integration und Diskriminierung – Ergebnisse einer Panelbefragung aus Niedersachsen

Stephanie Fleischer

Die Rezeptivität ländlicher Räume: Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Integration von Geflüchteten

Miriam Bürer, Birgit Glorius, Hanne Schneider

Asylsuchende in Bayern aus vier Herkunftsländern – Ergebnisse einer quantitativen Befragung und einer qualitativen Folgebefragung

Sonja Haug, Dominik Huber

Donnerstag, 14.03.2019

15:00-16:30 **Wohnen und Gesundheit**

(SR 02.22) Moderation: Steffen Maretzke, Andrea Teti

Regionale Unterschiede des Eintritts in die Langzeitpflege unter besonderer Berücksichtigung von Demenz: Eine Studie basierend auf Daten der Allgemeinen Ortskrankenkassen

Daniel Kreft, Gabriele Doblhammer

Luftverschmutzung und kognitive Beeinträchtigung: Welche Rolle spielt die Lunge?

Benjamin Aretz, Gabriele Doblhammer, Fanny Janssen

Wohnlage als Risikofaktor für fragile funktionale Gesundheit in der zweiten Lebenshälfte

Sonja Nowossadeck, Anja Cengia

Barrierefreiheit im Um- und Neubau als wohnungspolitisches Problemfeld

Melanie Castello

16:45-17:30 **Gedächtnisvorlesungen**

(HS 01.22) *Charlotte Höhn, Bettina Sommer*

in Memoriam:

Prof. em. Dr. Heinz Grohmann (1921 – 2018)

Prof. em. Dr. Rainer Mackensen (1927 – 2018)

Prof. em. Dr. Dr. habil. Josef Schmid (1937 – 2018)

17:45-19:00 **Meeting des DGD-Vorstands und der AK-Sprecher**

(SR 02.18)

Ab 19:30 **Empfang im Restaurant „Zum Sternla“**

Freitag, 15.03.2019

Uhrzeit	Programm
08:00-9:00 (SR 02.18)	Nachwuchsfrühstück
9:00-9:50 (HS 01.22)	Keynote Lecture Räumliche Disparitäten: Die Verknüpfung sozialgeografischer und demografischer Perspektiven <i>Sebastian Klüsener</i>

Freitag, 15.03.2019

10:00-11:30 DGD - NachwuchspreisträgerInnen

(SR 02.17) Moderation: Michaela Kreyenfeld

Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Gesundheit – Bildungsstatus und Familienstand in der europäischen Bevölkerung ab 50 Jahren

Katharina Choroschun

Merkmale eines Zweiten Demographischen Übergangs? Die Veränderung des generativen Verhaltens im Nahen Osten, aufgezeigt am Beispiel von Iran, Libanon und Vereinigten Arabischen Emiraten

Markus Dörflinger

The perception of fairness in the division of labor across the transition to parenthood

Maria Hornung

Abbrüche der Nutzung von Kontrazeptiva in Subsahara-Afrika

Eleana Dongas

Measuring mortality trends and dynamics in an era of continuous mortality decline

Marcus Ebeling

10:00-11:30 Regionale Disparitäten in der Mortalität

(SR 02.22) Moderation: Eva Kibele, Enno Nowossadeck

Regionale Disparitäten im sozioökonomischen Mortalitätsgradienten in Deutschland, 2011-2017

Georg Wenau, Pavel Grigoriev

“Closing the gap in a generation?": Die Entwicklung der Ungleichheit in verlorenen Lebensjahren zwischen Ost- und Westdeutschland zwischen 1993 und 2015

Sebastian Franke, Laura Schang, Leonie Sundmacher

Mortalitäts-Follow-Up der NAKO Gesundheitsstudie – Eine erste Bilanz

Ronny Westermann, Andrea Werdecker, Ulrich Müller

Ungültige ICD-Codes in der Todesursachenstatistik - Logik und Ergebnisse einer proportionalen Umverteilung

Annelene Wengler

11:30-12:00 Kaffeepause

(SR 01.17)

12:00 – 12:30 Preisverleihung

(HS 01.22) Nachwuchspreise der DGD

12:30-14:00 Podiumsdiskussion

(HS 01.22) Moderation: Andreas Edel

Jenseits der Ballungsräume: Zu den demografischen Herausforderungen in ‚Randlagen‘ und wie die Gesellschaft darauf reagieren kann

Volker Deville, Michael Fürnrohr, Tilman Mayer, Christiane Odewald, Wolfram Brehm

Schlussworte / Ende der Veranstaltung

Gabriele Doblhammer

Podiumsdiskussion

Jenseits der Ballungsräume: Zu den demografischen Herausforderungen in ‚Randlagen‘ und wie die Gesellschaft darauf reagieren kann

Derzeit wird der Begriff „Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse“ in Politik und Gesellschaft unter den Vorzeichen des demografischen Wandels intensiv diskutiert, insbesondere mit Blick auf die Situation von Menschen, die in ländlichen Regionen und außerhalb des Einzugsgebiets großer Metropolen leben. Mit der zunehmenden Urbanisierung, die vor allem jüngere Familien in die Großstädte und ihr Umland zieht, könnten andere Regionen immer mehr marginalisiert und von zunehmender Bevölkerungsalterung betroffen sein. Außerdem könnte es für Firmen immer weniger attraktiv werden, sich an solchen Standorten anzusiedeln. Es stellt sich die Frage, wie angesichts dessen die für die Menschen vor Ort notwendige Infrastruktur aufrechterhalten bzw. Anreize geschaffen werden können, um insbesondere ein für zuziehende Familien attraktives Umfeld zu schaffen. Oder sind das alles nur „Kassandrarufe“? Gibt es „Best Practice“-Beispiele? Welche Empfehlungen kann man der Politik auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene geben? Und welche Folgen könnten sich daraus ergeben, wenn man diesen beschriebenen Trends nicht entgegenwirkt.

Teilnehmer/innen:

- Volker **Deville**, F/L Think Tank e.G., Mitveranstalter des Berliner Demografie-Forums, Honorarprofessor für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth, vormals Leiter Zukunftsthemen Allianz Deutschland
- Michael **Fürnrohr**, Bayerisches Landesamt für Statistik, Leiter der Abteilung „Bevölkerung, Haushalte, Zensus, Erwerbstätigkeit, Finanzen, Rechtspflege, Schulen“
- Tilman **Mayer**, Professor für Politikwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, ehemaliger Präsident der Deutschen Gesellschaft für Demographie
- Christiane **Odewald**, Regierung von Oberfranken, Sachgebietsleiterin „Raumordnung, Landes- und Regionalplanung
- Wolfram **Brehm**, stellvertretender Hauptgeschäftsführer der IHK für Oberfranken Bayreuth

Moderation:

Andreas Edel, Executive Secretary des europäischen Forschungsnetzwerks Population Europe / Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Berlin

Postersession

Soziale Segregation durch Reurbanisierung? - Eine empirische Analyse ausgewählter ostdeutscher Großstädte

Markus Abbrent

Der Einfluss von Religiosität sowie wahrgenommenen Kosten und Nutzen von Kindern auf Fertilitätsintentionen in Polen

Christoph Bein, Monika Mynarska, Anne H. Gauthier

Wohlbefinden von Familien bei Beschäftigten im Auswärtigen

Maria M. Bellinger

Mixed couples in European countries – Who is in a union with a migrant?

Mirko K. Braack, Nadja Milewski

Regionale Unterschiede in der physischen und digitalen Erreichbarkeit grundlegender Finanzdienstleistungen – Folgen der Reaktion auf demographische Veränderungen und fortschreitende Digitalisierung

Alexander Conrad

Digitale Aktionsraumforschung. Computational Social Science als Perspektive für die Analyse regionaler und sozialstruktureller Disparitäten

Marc Hannapel, Philipp Jakobs

Son Preference, Parity Transition and Birth Spacing in Pakistan

Rashid Javed

Mobilitäts-Experiment: Was passiert, wenn PendlerInnen einen Monat lang kostenlos mit dem ÖPNV fahren können?

Daniel Klee, Cora Wernerus

Der demografische Übergang hin zur optimalen Populationsdichte. Versuch zur Eingrenzung eines Tabuthemas

Lothar Krätzig-Ahlert

Mothers to be without a partner - current data on a German-wide documentation on issues raised by single women in fertility counseling

Birgit Mayer-Lewis, Petra Thorn, Tewes Wischmann, Maren Schick

Wenn Paare sich uneins sind: Divergierende Zusammenzugsintentionen und deren Folgen für den weiteren Partnerschaftsverlauf

Richard Preetz

Children, Integration Courses and Attitudes Towards Future Labor Market Participation of Refugee Mothers in Germany

Christina Samper Mejia

Berlin's life expectancy differences are larger than among German states

Torsten Sauer

Wie „gleich“ sind Schulwege in Deutschland?

Ingrid Stöhr

Kann Alter eine moralisch relevante Kategorie sein?

Elmar Stracke

Bildungsungleichheit im ländlichen Raum als Folge der demographischen Entwicklungen

Anja Vatterrott

Multiskalare Messung ethnischer Segregation im direkten Städtevergleich

Hinrich Wildfang

Die Bedeutung der Distanz zur nächstgelegenen weiterführenden Schule für Disparitäten am Übergang in die Sekundarstufe II

Christina Zeichner, Melanie Fischer

Abstracts

A

Soziale Segregation durch Reurbanisierung? - Eine empirische Analyse ausgewählter ostdeutscher Großstädte

Markus Abbrent (Humboldt-Universität zu Berlin)

Seit der Jahrtausendwende können viele ostdeutsche Großstädte, die von Schrumpfung geprägte waren, wieder von einem Bevölkerungswachstum profitieren und es wird von einer Reurbanisierung gesprochen. Der Wohnungsmarkt, welcher von Leerstand und Rückbau geprägt war, hat sich zu einem Verkäufermarkt gewandelt und mittlerweile sind Wohnungen in den Großstädten zur Mangelware geworden. Dieser Prozess verändert die Stadt nachhaltig und besonders den sozial schwächeren Bevölkerungsschichten fehlen die Möglichkeiten, sich diesem Prozess anzupassen. Dies kann dazu führen, dass Vermögende und Menschen mit geringem Einkommen sich in verschiedenen Vierteln konzentrieren, was als soziale Segregation bezeichnet wird. Im Rahmen einer Masterarbeit soll der Prozess der sozialen Segregation in ausgewählten ostdeutschen Großstädten näher untersucht werden. Dazu werden sozioökonomische und demographische Daten, wie das Bevölkerungswachstum, die Arbeitslosigkeit, der Ausländeranteil, das Einkommen und die Miete untersucht. Ziel ist es herauszufinden, in welchen Teilen der Städte sich gewisse Ausprägungen besonders konzentrieren und verändern. Dabei wird auf die kleinräumlichsten Daten zurückgegriffen, die von den Städte zur Verfügung gestellt werden. Sie werden üblicherweise auf Basis eines Stadtviertels erhoben. Umgesetzt wird die Darstellung mit dem Open-Source-Programm „QGIS“. Mit Hilfe der Multikriteriellen Entscheidungsanalyse kann dargestellt werden, wo sich die ausgewählten Merkmale besonders agglomerieren. Es ist zu vermuten, dass sich besonders die innenstadtnahen Altbauquartiere in Folge der Reurbanisierung in der Bevölkerungszusammensetzung verändert haben. Demnach müsste hier das Einkommen der Bewohner gestiegen sein und die Arbeitslosigkeit gesunken sein, während sich besonders in den am Stadtrand gelegenen „Plattenbauvierteln“ geringes Einkommen und Arbeitslosigkeit konzentrieren. Ein weiteres Ziel der Arbeit ist es, zu erforschen, inwiefern sich die multikriterielle Entscheidungsanalyse bei der Segregationsforschung einsetzen lässt und wie sich die von den Städten zur Verfügung gestellten Daten nutzen lassen. Interessant ist es auch, verschiedene Städte im Vergleich zu sehen und eventuelle Gemeinsamkeiten im Verlauf der sozialen Segregation darzustellen.

Luftverschmutzung und kognitive Beeinträchtigung: Welche Rolle spielt die Lunge?

Benjamin Aretz (Universität Rostock), Gabriele Doblhammer (Universität Rostock), Fanny Janssen (Universität Groningen)

Luftverschmutzung ist mit der Lungenfunktion und chronischen Atemwegserkrankungen wie Asthma oder COPD assoziiert. Neuere Studien zeigen darüber hinaus, dass die kognitive Leistungsfähigkeit mit zunehmender Stärke der Schadstoffexposition abnimmt. Offen bleibt in diesem Kontext, wie genau Luftschadstoffe die Kognition beeinträchtigen. Das Ziel unserer Studie ist es in diesem Kontext unter Berücksichtigung der korrekten zeitlichen Reihenfolge einen möglichen Wirkungspfad von Luftschadstoffen über die Lungenfunktion auf eine kognitive Beeinträchtigung zu untersuchen. Methode: Langzeitdaten zu Stickstoffdioxid (NO₂) und Feinstaub (PM₁₀, PM_{2.5}) an der Wohnadresse sowie Längsschnittdaten von 2006 bis 2015 der niederländischen Lifelines-Kohortenstudie (n = 16.226, Alter 18+) wurden kombiniert. Die Daten zur Luftbelastung wurden als durchschnittliche Expositionen in µg/m³, gewichtet mit der jeweiligen Expositionsduer, bis zum Vorjahr der Baseline berechnet. Im ersten Schritt untersuchten wir den Zusammenhang zwischen NO₂, PM₁₀ sowie PM_{2.5} und der Lungenfunktion, gemessen anhand der Einsekundenkapazität (FEV₁) sowie der forcierten Vitalkapazität (FVC) zum Zeitpunkt der Baseline mittels linearen Regressionsmodellen. Im zweiten Schritt analysierten wir den Zusammenhang zwischen Schadstoffen und kognitiver Beeinträchtigung, gemessen anhand der Cogstate Brief Battery, zum Zeitpunkt des Follow-up mit logistischen Regressionsmodellen. In einem dritten Schritt testeten wir mittels generalisierten Strukturgleichungsmodellen, ob mögliche

Mediationseffekte von Luftbelastung über die Lungenfunktion auf die kognitive Beeinträchtigung vorliegen, und zwar jeweils separat für Männer und Frauen. Ergebnisse: Für alle drei Schadstoffe wurden signifikante Effekte auf die Lungenfunktion (FEV1 & FVC) gefunden. Nur für Frauen zeigte sich zudem ein signifikant erhöhtes Risiko für kognitive Beeinträchtigungen mit steigender Feinstaubbelastung (PM10, PM2.5). Darüber hinaus fanden wir bei Frauen signifikante Mediationseffekte für PM10 und PM2.5 über FEV1 sowie FVC auf eine kognitive Beeinträchtigung. Fazit: Unsere Ergebnisse zeigen, dass eine ansteigende Stickstoffdioxid- und Feinstaubexposition mit einer schlechteren Lungenfunktion bei Männern und Frauen verbunden ist. Bei Frauen ist eine stärkere Feinstaubexposition mithin mit einem erhöhten Risiko für kognitive Beeinträchtigungen verbunden; diese Effekte werden dabei partiell über die Lungenfunktion mediiert. Die Ergebnisse stützen somit die Thesen, wonach Luftschadstoffe zumindest teilweise über die Lunge in das kardiovaskuläre System und dann zum Gehirn gelangen oder sie zu inflammatorischen Prozessen in der Lunge führen, verbunden mit nachfolgenden Schädigungen.

B

Der Einfluss von Religiosität sowie wahrgenommenen Kosten und Nutzen von Kindern auf Fertilitätsintentionen in Polen

Christoph Bein (Netherlands Interdisciplinary Demographic Institute und University of Groningen), Monika Myrarska (Cardinal Stefan Wyszyński University in Warschau), Anne H. Gauthier (Netherlands Interdisciplinary Demographic Institute und University of Groningen)

Der positive Zusammenhang zwischen individueller Religiosität und Fertilität wurde bereits in einer Vielzahl an Studien belegt. Ein Grund der höheren Fertilität von religiöseren Menschen könnte in dem Wechselspiel zwischen Religiosität und wahrgenommenen Kindernutzen- bzw. Kosten liegen. Bisher liegen allerdings nur wenige empirische Studien zu diesem Zusammenspiel vor. Vorangegangene Forschungen ergaben für Deutschland, dass religiösere Menschen Kindern größeren Nutzen und in beschränkterem Maße geringere Kosten zuschreiben und sich daher eher für die Gründung einer Familie, d.h. zum ersten Kind, entscheiden. Ebenfalls reduzieren hohe individuell wahrgenommene Kosten von Kindern die Neigung zur Familiengründung unter Religiösen weniger stark als unter weniger Religiösen. Das Ziel dieser Studie ist es, diese Zusammenhänge im Hinblick auf kurzfristige Fertilitätsintentionen (Plan, in den nächsten drei Jahren ein Kind zu bekommen) zu überprüfen. Als Datenquelle dient uns die zweite Welle des polnischen Generations and Gender Surveys (GGS), in dem sich Frauen und Männer zu wahrgenommenen Kosten und Nutzen von Kindern äußern konnten. Analog zu vorhergehenden Studien untersuchen wir einerseits, ob Religiosität den Einfluss wahrgenommener Kindernutzen- und Kosten auf Fertilitätsintentionen beeinflusst (Moderationseffekt) und andererseits, ob Religiosität durch ihren Einfluss auf wahrgenommene Kindernutzen- und Kosten oder unabhängig davon einen positiven Effekt auf Fertilitätsintentionen ausübt (Mediationseffekt). Darüber hinaus planen wir, die Analysen getrennt nach Geschlecht und Paritäten durchzuführen, um festzustellen, ob sich unterschiedliche Effekte auf die Intentionen für ein erstes, zweites oder weitere Kinder ergeben. Vorläufige Analysen ergaben, dass hohe wahrgenommene Kinderkosten die Fertilitätsintentionen von religiöseren Befragten deutlich schwächer reduzieren als diejenigen von weniger Religiösen. Dies steht im Einklang mit der vorhergehenden Studie. Höhere wahrgenommene Nutzen von Kindern erhöhen dagegen die Fertilitätsintentionen unter weniger Religiösen und Religiösen in gleichem Maße. Weitergehende Analysen erlauben es uns, einen weiteren Beitrag zur Klärung der Ursachen der höheren Fertilität religiöserer Menschen zu leisten.

Wohlbefinden von Familien bei Beschäftigten im Auswärtigen

Maria M. Bellinger (Auswertiges Amt Berlin)

Beschäftigte im Auswärtigen Dienst unterscheiden sich in ihrem Mobilitätsverhalten deutlich von der deutschen Allgemeinbevölkerung: Entsprechend dem sogenannten Rotationsprinzip wechseln sie für die gesamte Dauer ihres Berufslebens alle vier Jahre ihren weltweiten Lebens- und Arbeitsort. Die Auslandsrotation birgt dabei für die Beschäftigten und deren Familien sowohl Chancen als auch Risi-

ken. Die Auswirkungen dieser Mobilitätsanforderungen auf Gesundheit, Arbeitszufriedenheit, Familie und Partnerschaft sollen im Zusammenhang mit soziodemographischen Merkmalen anhand verschiedener eigener Untersuchungen betrachtet werden: Welche Rolle spielen Umgebungsfaktoren am Dienort (z.B. Versorgungsinfrastruktur, klimatische Bedingungen, Infektionsrisiken)? Welche Faktoren lassen die Auslandsrotation zu einer potentiellen Belastung werden? Welche Faktoren schützen vor etwaigen negativen Folgen? Und natürlich die im präventiven Sinne wichtige Frage: welche Möglichkeiten der positiven Einflussnahme von Seiten der entsendenden Organisation erleichtern die erfolgreiche Bewältigung der Mobilitätsanforderungen?

Mixed couples in European countries – Who is in a union with a migrant?

Mirko K. Braack (Universität Rostock), Nadja Milewski (Universität Rostock)

Previous research recognizes a link between integration and union (marriage or non-marital cohabitation) between migrants and natives. For the migrants, classical assimilation theory sees mixed unions as both a means to and a result of their integration processes into host societies. Whereas much has been published on the migrant partners in mixed couples in Europe, almost nothing is known about their native partners. We focus on detailing the patterns and determinants of the natives living in mixed unions. We expect partner choices to depend on the country context and on gendered opportunities in partner formation. We discuss the migration in Europe, and expect to find in Western Europe more mixed unions than in the East. Reflecting homogamy preferences and social exchange theory, we believe that men are more likely to be in mixed unions. Furthermore, we think about country context and colonial history as a factor of cultural distance between natives and migrants, which influences chances and barriers for mixed couples. We use the first wave of the Generations and Gender Survey (GGS), which contains information on 15 countries, including older member states of the European Union, new member states, as well as non-member states. Our sample includes 91,774 persons, 47% men and 53% women, aged 18 to 85. Our descriptive results show that overall only about 3.3% of all natives are part of a mixed couple. Then, we use logistic regression models and estimate odd ratios for mixed couples by focusing on gender and country effects. Our findings show that mostly natives from Western Europe have higher chances to be in a mixed union. The difference between men and women is not whether they are in a mixed union, but rather with whom. Women have overall a higher chance to have a non-European partner, whereas men are more likely to have a European partner.

Warum Deutschland ein Reproduktionsmedizingesetz braucht und wie es aussehen könnte: Interdisziplinäre Argumente zu eSET, Leihmutterschaft und Eizellspende

Martin Bujard (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Several studies have explored the consequences of assisted reproductive technology treatments for psychological outcomes, but few population studies explore associations between infertility and psychosocial outcomes. Evidence from U.S. samples suggests that perceived inability to procreate naturally (PIP) is more relevant for psychosocial outcomes than medically-defined infertility. Unlike medically-defined infertility, PIP reflects salience, self-reflection and self-identification. PIP may lower life satisfaction if it threatens gender identity, reflects worse health, and/or represents a barrier to realizing a life goal of having one's own child(ren). We use the first nine waves of the German pairfam panel data to study the effects of within-person changes in perceived fertility status and life satisfaction. Preliminary results reveal that perceived inability to procreate has a strong negative association with life satisfaction. Surprisingly, the association is similar for men and women and do not vary by age. Having children between waves of data collection is associated with higher life satisfaction, but adding this covariate does not eliminate the negative association of PIP with life satisfaction. Higher perceived value of children is associated with higher, and higher perceived costs of children are associated with lower life satisfaction. In addition, we examine the extent to which anticipation, reaction, and adaption processes shape the effect of perceived inability to procreate on life satisfaction over time. These findings suggest that the perceived ability to procreate is important for the well-

being of adults. This underlines the importance of education to help adults understand their fertility and public support for reproductive health evaluations and treatments.

Die Rezeptivität ländlicher Räume: Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Integration von Geflüchteten

Miriam Börer (TU Chemnitz), Birgit Glorius (TU Chemnitz), Hanne Schneider (TU Chemnitz)

Migration und Integration werden in Deutschland bisher insbesondere in einem städtischen Kontext diskutiert. Zu Integrationschancen von Migrant*innen und Geflüchteten in ländlichen Gemeinden, speziell zu den Einstellungen der ländlichen Bevölkerung, liegen hingegen nur wenige empirische Forschungsergebnisse vor. Durch die sozialstrukturellen Besonderheiten ländlicher Gemeinden lassen kleinere Fallstudien (vgl. Boos-Krüger 2005, Glorius 2017, Roos 2016) bereits vermuten, dass diese besonderen Bedingungen auch die Aufnahme und Integration von Migrant*innen beeinflussen, beispielsweise durch andere demographische Strukturen als in Städten. Auch aus existierenden Studien und Bevölkerungsbefragungen lässt sich eine stärker reservierte bis ablehnende Haltung gegenüber Migrant*innen in ländlichen Gemeinden auf (durch selektive Abwanderung bedingte) soziodemographische Spezifika und mangelnde Erfahrung im Zusammenleben mit Migrant*innen zurückführen (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2000, Roos 2016). Nadler et al. (2010) kamen zu dem Schluss, dass positive Effekte der internationalen Migration in ländlichen Gebieten nur dann auftreten können, wenn neu ankommende Migrant*innen tatsächlich ein Teil der sozialen Gemeinschaft werden. Hier knüpft das Konzept der Rezeptivität an, das die Aufnahmebereitschaft der ortsansässigen Bevölkerung als einen ersten wesentlichen Schritt für mögliche Integrationsprozesse benennt (Harden et al. 2015). Die Rezeptivität einer Bevölkerung wird u. a. durch kontextuelle und strukturelle Faktoren bedingt, wie z.B. wirtschaftliche, soziale und räumliche Lage eines Ortes sowie bestehende politische und institutionelle Strukturen (McDaniel, Smith 2017: 1063). Im Rahmen des bundesweiten Verbundprojekts „Zukunft für Geflüchtete in ländlichen Regionen Deutschlands“ untersucht die TU Chemnitz die Rolle der Zivilgesellschaft und Einstellungen der Aufnahmegesellschaft in Bezug auf die Integration von Geflüchteten in ländlichen Räumen. Der vorgeschlagene Beitrag wird die konzeptionelle Basis unserer Forschung vorstellen. Dabei wird das im internationalen Kontext etablierte Konzept der Rezeptivität auf den deutschen Kontext übertragen und anhand von einem Überblick über relevante Forschungsliteratur und ersten Erkenntnissen aus der eigenen Forschung kritisch diskutiert. Die Ergebnisse bieten damit Aufschluss zu den zentralen Unterschieden zwischen urbanem und ländlichem Raum sowie besonderen Chancen und Herausforderungen für zivilgesellschaftliches Engagement in ländlichen Räumen.

C

Barrierefreiheit im Um- und Neubau als wohnungspolitisches Problemfeld

Melanie Castello (Otto von Guericke Universität Magdeburg)

Agenda-Setting und Politikformulierung auf Länderebene. Das dem Beitrag zugrundeliegende Dissertationsvorhaben stellt die Barrierefreiheit als wohnungspolitische Aufgabe ins Zentrum der Betrachtung. Während dieses Thema für Menschen mit körperlicher Einschränkung ohnehin wichtig ist, steigt der gesamtgesellschaftliche Problemdruck durch die Alterung der Gesellschaft. Gleichzeitig ist der Wohnungsmarkt kein streng reguliertes Politikfeld, so dass erstens die generelle Rolle der Politik zu diskutieren ist und zweitens Verwaltungen und Verbände (als speziellere wohnungspolitische Akteure) im Mittelpunkt der Analyse stehen. Im föderalen Mehrebenensystem sind die Bundesländer zuständig für dieses Politikfeld. Deshalb soll in einem ersten Schritt geprüft werden, welche Policies sich in welcher Intensität in den 16 Ländern entwickelt haben (Stichwörter: soziale Wohnraumförderung, Landesbauordnungen, Landesförderprogramme). Einerseits ist anzunehmen, dass je nach demografischem Druck, finanziellem Handlungsspielraum, aber auch in Abhängigkeit von politischen Faktoren, unterschiedliche Cluster identifiziert werden. Andererseits wäre möglich, dass die eher evolutionäre Entwicklung eines neuen, sich nach und nach angleichenden Sub-Politikfelds stattfindet. Je nach Abhängigkeit zur vorgefundenen Varianz wird im anschließenden analytischen Teil mittels

zwei bis drei Fallstudien (voraussichtlich: Sachsen-Anhalt, Hessen, Niedersachsen) geprüft, welche Faktoren Erklärungskraft besitzen. Dies geschieht im Rahmen einer Politikfeldanalyse mithilfe des Ansatzes eigendynamischer politischer Prozesse (AEP) nach Böcher und Töller. Dieser akteursorientierte Ansatz bezieht neben Institutionen, situativen Aspekten und Problemstrukturen auch Policy-Alternativen explizit mit ein und bietet deshalb eine Möglichkeit, auch die Wirkung unterschiedlicher Typen von Policies (regulativ, (re)distributiv, ...) in der Analyse zu berücksichtigen. Folgende Aspekte werden als zentrale Erklärungsfaktoren hergeleitet: Die Rolle von 1) Vertikalem und horizontalem Föderalismus (Stichwort Politikverflechtung, Wettbewerbsföderalismus und Diffusion von Policies) 2) Korporatismus: Einfluss von Verbänden (Wohnungswirtschaft, Eigentümer/innen, Senioren/innen, Menschen mit Behinderung) 3) Ministerialverwaltung (innerhalb eines Landes, aber auch zwischen den Ländern)

Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Gesundheit – Bildungsstatus und Familienstand in der europäischen Bevölkerung ab 50 Jahren

Katharina Choroschun (Universität Bielefeld)

Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Gesundheit werden weltweit deutlich. Als wichtige Einflussfaktoren der Gesundheit werden Familienstand und Bildungsstatus angesehen. Ziel der Arbeit ist es, geschlechtsspezifische Differenzen in der Gesundheit und den Einfluss der Bildung und des Familienstands in der Bevölkerung Europas ab 50 Jahren zu identifizieren. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf Personen mit niedrigem Bildungsgrad und Personen, die verheiratet sind oder mit einem Partner zusammenleben. Der Survey of Health, Ageing and Retirement ermöglicht die Analyse geschlechtsspezifischer Unterschiede bei Funktionseinschränkungen, Krankheitsprävalenz von Herzinfarkt und Depressionen sowie die Selbstbewertung der Gesundheit. Im Blickpunkt der Untersuchung stehen der Einfluss des Bildungsstatus und des Familienstands in fünf europäischen Regionen. Für jeden Gesundheitsindikator wurden regionsspezifische logistische Modelle angewandt, die die soziodemografischen Merkmale und das Gesundheitsverhalten kontrollieren.

Die Ergebnisse zeigen, dass Bildungsstatus und Familienstand mit Ausnahme von Nordeuropa wichtige Einflussfaktoren für die überprüften Gesundheitsindikatoren bei Männern und Frauen sind. Insgesamt ist festzustellen, dass Probleme in der Gesundheit stark in südlichen und östlichen Regionen von Bildung und Familienstand beeinflusst sind. Zudem offenbaren sich Nachteile in der Gesundheit für Frauen im Vergleich zu Männern. Es wird deutlich, dass verheiratete Frauen in allen europäischen Gebieten eine höhere Wahrscheinlichkeit als verheiratete Männer für das Leiden an funktionellen Einschränkungen und depressiven Symptomen haben. Unter den niedrig gebildeten Personen kann die gesundheitlich benachteiligte Lage der Frauen als heterogen angesehen werden.

Die Ergebnisse tragen dazu bei, einen differenzierten Blick auf die geschlechtsspezifische Gesundheit in Europa zu erhalten. Zukünftige Forschung steht vor der Herausforderung, das Zusammenwirken von Kontextfaktoren der Gesundheit zu untersuchen, um zu erklären, warum einige Populationen gesünder sind als andere. Die Chancengleichheit im Gesundheitswesen ist zweifellos als eines der wichtigsten Ziele der kommenden Jahre zu betrachten.

Regionale Unterschiede in der physischen und digitalen Erreichbarkeit grundlegender Finanzdienstleistungen – Folgen der Reaktion auf demographische Veränderungen und fortschreitende Digitalisierung

Alexander Conrad (Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde)

Demographischer Wandel, zunehmende Digitalisierung, niedrige Zinsen und verändertes Nutzerverhalten setzen Kreditinstitute unter Druck. Filialschließungen und die Verlagerung von Angeboten ins Netz sind die Folge. Da der Breitbandausbau in ländlichen Regionen hinter dem Bundesdurchschnitt zurückbleibt, ergibt sich für diese Räume neben dem Risiko der geographischen Ausgrenzung (Rückbau des physischen Zugangs) auch die Gefahr einer informationellen Kluft (Nutzung des digitalen Zugangs). Vor diesem Hintergrund reicht es nicht wie bisher üblich, die Versorgung mit Finanzdienstleistungen über einfache Kennzahlen wie „Filialen je Quadratkilometer bzw. Einwohner“ abzubilden.

Ein erweiterter Messansatz wird notwendig, der demographische, topographische, siedlungsstrukturelle und – mit Blick auf den Zugang zum Internet – infrastrukturelle Aspekte aufgreift. Ein solcher Ansatz wurde für die kleinräumige Ebene entwickelt und auf Deutschland angewendet. Zur besseren Beurteilung der Resultate erfolgte zudem – soweit dies die Datenlage ermöglichte – eine Gegenüberstellung mit Ergebnissen für einige Länder der EU. Schließlich wurde für eine Stichprobe (öffentlich-rechtlicher Sparkassen) die Bewertung der physischen Erreichbarkeit um den Einfluss mobiler Versorgungsangebote – als häufiger Ersatz für geschlossene Filialen im ländlichen Raum – ergänzt. Die Bewertung der physischen und digitalen Erreichbarkeit von grundlegenden Finanzdienstleistungen (öffentlich-rechtlicher Sparkassen und Genossenschaftsbanken) mithilfe des erweiterten Messansatzes lässt für Einwohner ländlicher Regionen sowohl einen vergleichsweise schlechten physischen als auch einen unterdurchschnittlichen digitalen Zugang erkennen. Ländliche Regionen sind häufig zugleich jene Gebiete, die in den nächsten Jahren weiter schrumpfen und altern werden. Zusätzliche Filialschließungen und ein fortgesetzt schleppender Breitbandausbau würden insofern vor allem in diesen Räumen die Versorgungslage gefährden. Darüber hinaus wird deutlich, dass ein Übertrag des Messansatzes auf Länder der EU aufgrund fehlender oder zu wenig spezifizierte Daten (Eurostat bzw. Ebene der Nationalstaaten) derzeit nur teilweise gelingt. Mit Blick auf die mobile Filiale zeigt sich, dass durch den Betrieb in einer quantitativen Betrachtung der physische Zugang zu grundlegenden Finanzdienstleistungen verbessert werden kann. Unter Berücksichtigung qualitativer Aspekte ist der Versorgungsbeitrag mobiler Geschäftsstellen hingegen marginal.

D

Die Familienleitbild-Daten des BiB am Beispiel von Leitbildern zu verantworteter Elternschaft in Deutschland und Ungarn

Anna Dechant (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Unterschiedliche theoretische Ansätze versuchen, Familienleben und Familienbiografien zu verstehen und zu erklären. Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) trägt durch die Familienleitbildforschung seit einigen Jahren verstärkt zur kulturellen Perspektive bei. Familienleitbilder sind gesellschaftlich geteilte Vorstellungen davon, wie Familienleben üblicherweise gestaltet wird und wie es gestaltet werden sollte. Diese Leitbilder sind häufig unbewusst und werden nur selten rational reflektiert. Gerade deswegen sind sie für die Gestaltung von Familienleben entscheidend, denn sie prägen viele unhinterfragte alltägliche Verhaltensweisen. Außerdem schränken sie bei wichtigen biografischen Entscheidungen die bewusst wahrgenommenen und in Erwägung gezogenen Handlungsoptionen ein. Zur Erfassung von Familienleitbildern hat das BiB eine Panelbefragung durchgeführt. Dazu wurden 2012 5000 für Deutschland repräsentativ ausgewählte 20- bis 39-Jährige befragt; 2016 wurden diese wiederbefragt, um Veränderungen in den Leitbildern sowie in den Familiensituationen festzustellen. Eine Besonderheit dieser Panelbefragung ist, dass Familienleitbilder sowohl auf der individuellen als auch auf der gesellschaftlichen Ebene erfasst werden. Teile dieser Erhebungen wurden in Ungarn (2016) repliziert, so dass ein internationaler Vergleich möglich ist. Auf der Grundlage der Leitbilddaten können Vorstellungen zu Elternschaft untersucht werden. Diese Vorstellungen verweisen auf eine starke Übernahme von Verantwortung für das kindliche Wohl und die kindliche Entwicklung im Sinne des Konzepts von verantworteter Elternschaft. Der Vergleich der Vorstellungen von deutschen und ungarischen Befragten zeigt deutliche Unterschiede in den vorherrschenden Leitbildern. Auch zwischen Ost- und Westdeutschland zeigen sich teils unterschiedliche Erwartungen an Elternschaft. Diese Unterschiede in den Leitbildern verweisen darauf, dass eine kulturelle Perspektive notwendig ist, um die Gestaltung des Familienlebens, den Wandel bzw. den Fortbestand von Verhaltensmustern und deren Unterschiedlichkeit im internationalen Vergleich zu verstehen.

Regionale Unterschiede in funktional definierten Netzwerken von Leistungserbringenden im Gesundheitswesen

Dominik Domhoff (Universität Bremen), Dirk Peschke (Universität Bremen)

Regionale Unterschiede in der medizinischen Versorgungsstruktur werden vorwiegend im Kontext eines Ärztemangels in ländlichen Gebieten diskutiert. Diese Disparitäten können sich auch in der Kooperation und Vernetzung aller an der Gesundheitsversorgung der Bevölkerung beteiligten Leistungserbringenden widerspiegeln und so die individuelle Versorgung beeinflussen. Wir untersuchten, inwiefern sich regionale Unterschiede in der Zusammenarbeit von Krankenhäusern, Ärzt*innen und Heilmittelerbringer*innen manifestieren. Methoden: Mit GKV-Abrechnungsdaten der AOK aus dem Jahr 2016 konstruierten wir ein Patient Sharing Network, in dem die Beziehungen der Akteure funktional durch gemeinsam behandelte Patient*innen definiert wurden. Es konnten ca. 212.000 Leistungserbringende auf Basis der Daten von ca. 6 Mio. Versicherten eingeschlossen werden. Auswertungen erfolgten zunächst deskriptiv unter Einbezug des Landkreises/der kreisfreien Stadt. Ergebnisse: Akteure in kreisfreien Großstädten teilten von ihnen versorgte Patient*innen im Median mit 321 Leistungserbringenden. In städtischen Kreisen, ländlichen Kreisen mit Verdichtungsansätzen und dünn besiedelten ländlichen Kreisen war dieser Wert um ein Viertel bis ein Drittel geringer. Demgegenüber sind Leistungserbringende in dünn besiedelten ländlichen Kreisen mit durchschnittlich 5,2 gemeinsam behandelten Patient*innen stärker verbunden als jene in kreisfreien Großstädten, wo zwei Akteure über durchschnittlich 3,2 Patienten verbunden sind. In kreisfreien Großstädten überspannten 30,4 % der konstruierten Verbindungen die Grenzen der kreisfreien Stadt gegenüber 36,3 % bis 38,7 % grenzüberschreitender Beziehungen bei den übrigen Kreistypen. Schlussfolgerungen: Erste Analysen mit Patient Sharing Networks in Deutschland bestätigen eine höhere Auswahl von Leistungserbringenden in Großstädten und einhergehend eine geringere Anzahl von Patient*innen, welche Leistungen der gleichen Anbieter in Anspruch nehmen. Vor allem für die weniger dicht besiedelten Gebiete zeigt sich ein größeres Potenzial zur Stärkung von Kooperationen zwischen Leistungserbringenden im Gesundheitswesen. Das Konzept der Patient Sharing Networks zeigt Potenzial, um Versorgungsstrukturen regional, aber unabhängig von administrativen Grenzen, zu untersuchen. Zur Tagung werden weitere Ergebnisse aus multivariaten Analysen und differenziert nach Leistungserbringende und Bundesland vorliegen. Die Studie wird gefördert aus Mitteln des Innovationsfonds zur Förderung von Versorgungsforschung, Förderkennzeichen: 01VSF16042.

Abbrüche der Nutzung von Kontrazeptiva in Subsahara-Afrika

Eleana Dongas (Universität Bielefeld)

Background: Contraceptive Discontinuation is a globally presented phenomenon whilst being most prevalent in Sub-Saharan Africa. It refers to married or in union living women of reproductive age either abandoning the use of contraception, switching to an alternative contraceptive method or to women whose contraceptives fail. Leading to high rates of unwanted fertility and induced abortions, Contraceptive Discontinuation has severe consequences on both demographic and Public Health-level. The phenomenon is influenced by several determinants which show great national variation, especially depending on the offered Family-Planning-Services. Objectives: By determining possible influencing factors of Contraceptive Discontinuation the present research project aims at specifying needs of Family-Planning-Services in order to reduce Discontinuation rates in Sub-Saharan Africa. Methods: The study generally focuses on the analysis of the four Sub-Saharan African countries Niger, Rwanda, Senegal and Uganda, relying on the most recent national Standard Demographic and Health-Surveys (DHS). The statistical software used for analysis is IBM SPSS Statistics Version 25. In the centre of the analysis is the determination of the influencing factors of Contraceptive Discontinuation using multivariate binary logistic regression. Additionally, 12-months-discontinuation-rates by reason of discontinuation and specific method will be calculated using DHS-Contraceptive Calendar-data. Results: The analysed countries show great variation concerning both their prevalence, the un-

derlying reasons, the different contraceptive methods discontinued and the determinants of Contraceptive Discontinuation. In principle, the chance of discontinuing contraceptive use is influenced by age, parity, fertility preferences, region, place of residence, educational level, wealth index, contraceptive method and duration of use of a specific method. All mentioned factors are interfering both with each other and with additional factors on macro level, such as the quality of Family-Planning-Services, making the phenomenon of Contraceptive Discontinuation a complex interaction of several determinants. Conclusion: The country-specific heterogeneity in the determinants of Contraceptive Discontinuation shows that actions to reduce the phenomenon need to be adjusted to national background characteristics.

Merkmale eines Zweiten Demographischen Übergangs? Die Veränderung des generativen Verhaltens im Nahen Osten, aufgezeigt am Beispiel von Iran, Libanon und Vereinigten Arabischen Emiraten

Markus Dörflinger (Universität Bamberg)

Das generative Verhalten unterlag im Nahen Osten in den letzten Jahrzehnten starken Veränderungen, was einen schnell ablaufenden Fertilitätsrückgang bedingte. Im Iran, dem Libanon und den Vereinigten Arabischen Emiraten liegen die zusammengefassten Geburtenziffern seit mehr als zehn Jahren sogar unter dem Bestandserhaltungsniveau und sind damit mit denen West- und Nordeuropas vergleichbar. Der Beitrag untersucht am Beispiel der drei genannten Länder, ob die jüngeren Veränderungen des generativen Verhaltens im Nahen Osten mit dem Konzept des zweiten demographischen Übergangs erklärt werden können. Die auf Sekundärdaten basierende Analyse umfasst dabei auch die politischen, soziokulturellen und sozioökonomischen Einflussfaktoren. Die Ergebnisse zeigen, dass die untersuchten Länder nur in Teilen Merkmale des zweiten demographischen Übergangs aufweisen. Während ein Wandel zu selbstbestimmter Geburtenkontrolle insbesondere im Iran zu bemerken ist, bleibt eine umfassende Pluralisierung der Haushalts- und Lebensformen ebenso wie ein Bedeutungsverlust der Ehe in den untersuchten Ländern bisher weitestgehend aus. Auch eine zunehmende Fokussierung auf individuelle Bedürfnisse der Partner als Faktor für geringere Kinderzahlen lässt sich in Ansätzen lediglich im Iran nachweisen. Die umfassende Ausbreitung der demographischen Innovationen des zweiten demographischen Übergangs wird durch das Zusammenspiel verschiedener Faktoren gehemmt. Dazu zählen ökonomische Restriktionen, die v. a. im Iran und im Libanon wirken. Das Fehlen der nötigen technologischen und rechtlichen Mittel hingegen ist insbesondere in den Vereinigten Arabischen Emiraten von Bedeutung. In allen drei Ländern üben zudem Normen und Werte einen stark hemmenden Einfluss aus. Ein umfassender Wertewandel, wie er ab Mitte der 1960er Jahre in industrialisierten Ländern das generative Verhalten maßgeblich beeinflusste, lässt sich folglich nur in Ansätzen feststellen. Vielmehr beruht der zu beobachtende Fertilitätsrückgang in den untersuchten Ländern überwiegend auf sozioökonomischen und strukturellen Faktoren und ähnelt damit weniger dem zweiten demographischen Übergang als der jüngeren Entwicklung in ostasiatischen Ländern.

E

Measuring mortality trends and dynamics in an era of continuous mortality decline

Marcus Ebeling (Universität Rostock)

Three key observations – the remarkable continuity of mortality improvement, the changing age pattern of mortality improvement, and the location of longevity extension potentials at the highest ages – are the basis for the individual articles of this thesis. The articles explore in particular the various methodological challenges that are caused by the interplay of the above mentioned developments. The application of the proposed approaches, as well as the insights offered on mortality change at the boundaries of age-specific mortality, shed light on some of the challenges both demographers and the general public face currently, and will face in the future.

The effect of regional characteristics on the age pattern of mortality across German administrative districts

Marcus Ebeling (Universität Rostock), Sebastian Klüsener (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Roland Rau (Universität Rostock), Eva Kibele (Statistisches Landesamt Bremen)

Populations with same levels of life expectancy can have different age-specific mortality trajectories. This is an intriguing property because it provides a way to analyze the effects of specific factors on the age-specific mortality pattern. In this article, we apply this idea to mortality across German administrative districts. We aim to analyze the effects of specific regional characteristics, such as the degree of settlement, on the age pattern of mortality. More specifically, we ask, how do age patterns of mortality differ between regions with similar levels of life expectancy but differences in other characteristics? The property that each district shares the same public framework allows us to put a particular focus on regional characteristics. By additionally controlling for same levels of life expectancy, potential differences could even be considered as resilient regional patterns that were insusceptible to previous mortality improvements. To identify potential differences, we use standard decomposition methods and apply them to the difference in life expectancy between regions. In the case of population density, for example, we split districts into five groups using the quintiles of their life expectancy distribution as thresholds. Within each of these groups, we split the districts into another four groups, one group for each quartile of the distribution of population densities. Using this setting, we decompose the differences in life expectancy across the groups that are within one life expectancy group. Preliminary results show that, irrespective of the actual level of life expectancy, middle-age mortality seems to be lower in regions with low population density, while regions with a higher population density show lower old-age mortality. The results are also discussed in the light of the recent governmental initiative that aims to develop strategies for establishing equal living conditions everywhere.

Integration von Geflüchteten in unterschiedlichen Siedlungsräumen

Lutz Eichholz (Technische Universität Kaiserslautern), Annette Spellerberg (Technische Universität Kaiserslautern)

Geflüchtete werden, je nach Situation vor Ort, unterschiedlich untergebracht. In Rheinland-Pfalz lebten 2016 22 % in Gemeinschaftsunterkünften während der Durchschnitt aller Bundesländer für diese Form der Unterbringung bei 48 % lag (BAMF 2018:4). Qualitative Studien zeigen die negativen Auswirkungen von Gemeinschaftsunterkünften auf die physische und psychische Gesundheit der Bewohnerinnen und Bewohner. Probleme beim Zugang von Flüchtlingen auf den Wohnungsmarkt bestehen vor allem im geringen Einkommen, das eine selbständige Anmietung einer Wohnung nahezu ausschließt. Auch die Sprachdefizite und die bürokratischen Abwicklungen von Anmietungen sind sehr hohe Hürden, zumal in vielen Herkunftsländern das Wohnen zur Miete ganz unbekannt ist. Diskriminierungen gegenüber Migrantinnen und Migranten auf dem Wohnungsmarkt sind empirisch belegt, so dass der Wohnstandard und die Bausubstanz insgesamt häufig unterdurchschnittlich sind, räumliche Segregation festgestellt wird und die Wohnungen häufig in überforderten Nachbarschaften liegen. Im Rahmen des Forschungsprojektes „Ansätze und Empfehlungen für eine gelingende Integration von geflüchteten Menschen in unterschiedlichen Siedlungsräumen und Quartierstypen“ hat das Fachgebiet Stadtsoziologie Erkenntnisse zur Unterbringung, Segregation, sozialen Kontakten, Nachbarschaft und Wohnwünschen von Geflüchteten erhoben. Die Studie bezieht verschiedene Zielgruppen ein: Geflüchtete, Anwohner, sowie die lokalen Akteure vor Ort in unterschiedlich strukturierten Siedlungsräumen und Quartierstypen in Rheinland-Pfalz. Im Mittelpunkt steht die Stadt Kaiserslautern, die mit der stark wachsenden Stadt Mainz und der ländlichen Kommune Kusel kontrastiert wird. Die Erkenntnisse aus 55 leitfadengestützten Interviews werden durch Auswertungen der SOEP-Flüchtlingsstudie – differenziert nach siedlungsstrukturellen Merkmalen – sowie amtlichen Daten (Demografie, Stadtteile, Nationen) ergänzt. Im Vortrag wird darauf eingegangen welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Zusammenleben von Mehrheitsbevölkerung und Geflüchteten in den unterschiedlich geprägten Siedlungsräumen zu erkennen sind und welche Quartiere und Orte

einen positiven Austausch erleichtern. Trotz der strukturellen Unterschiede in den Untersuchungsgebieten lassen sich positive und negative Gemeinsamkeiten im langen Prozess des Ankommens der Geflüchteten erkennen.

Understanding the individual consequences of emigration from highly-developed countries: Aim, scope and design of the German Emigration and Remigration Panel Study (GERPS)

Andreas Ette (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Nils Witte (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Jean Guedes Auditor (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Nikola Sander (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Norbert Schneider (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Jean Philippe Pierre D  cieux (Universität Duisburg-Essen), Marcel Erlinghagen (Universität Duisburg-Essen)

International migration between more developed countries has a decisive impact on social position, status and career prospects. While immigrant populations have been studied extensively, surprisingly little attention has been paid to the processes, patterns and consequences of emigration from those countries. This is primarily due to a lack of adequate data about emigrants, since they are excluded from most population censuses and surveys. The German Emigration and Remigration Panel Study (GERPS), a longitudinal survey funded by the German Research Foundation (DFG) aims to address this lack of adequate data for studying emigrant populations. The GERPS project focusses on individual consequences of international migration along four dimensions of social inequality: employment and income, well-being and life satisfaction, family and partnership as well as social integration. The online questionnaire has been developed to ensure comparability with the SOEP. This paper introduces the GERPS project and discusses the research potential of this longitudinal survey for studying the individual consequences of emigration from highly-developed countries. We discuss the methodological survey strategy of a register-based sampling frame and indicators of data quality. We present the first results of wave 1 and illustrate the potential of the GERPS longitudinal study by comparing emigrants and return migrants with respect to their economic and social capital.

F

How many old people have ever lived?

Gustav Feichtinger (Vienna University of Technology (TU), Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital (IIASA,VID/OAW, WU)), Dalkhat Ediev (Humanitarian-Technological Academy (IAMIT), Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital (IIASA,VID/OAW, WU)), Alexia Prskawetz (Vienna University of Technology (TU), Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital (IIASA,VID/OAW, WU)), Miguel Sanchez-Romero (Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital (IIASA,VID/OAW, WU))

Recently, Cohen (2014) revisited the popular question some demographers have asked: How many people have ever been born? In particular he studies the fraction of those ever born up to a calendar year T , who are alive at time T . The present paper extends this methodology to the proportion of people, who have ever reached a certain age y , say 65 years, and are alive today (hereinafter $p(y; T)$). In this paper, we first analyze this fraction $p(y; T)$ by using demographic data based on UN estimates. Contrary to the presumption made by Fred Pearce (The Economist, 2014): "it is possible that half of all the humans who have ever been over 65 are alive today", we estimate that the proportion $p(65; 2010)$ is much smaller than $1/2$, ranging between 5.5 and 9.5%. Moreover, we show the main properties of $p(y; T)$ by age and over time. We complete our analysis by using stable population theory.

Im Auge der Betrachter*innen? Zum Zusammenhang regionaler und subjektiver Sex Ratios

Andreas Filser (Universität Oldenburg), Richard Preetz (Universität Oldenburg)

Sex Ratios (SR), die Anzahl der Männer pro 100 Frauen, ist eine verbreitete Maßzahl zur Beschreibung regionaler Bevölkerungsstrukturen. Eine Vielzahl internationaler Studien Zusammenhänge unausgeglichener SR mit u.a. Kriminalitätsraten, Sexualverhalten, Risikoverhalten, Fertilitätsverhalten sowie Paarbildungsprozessen. Verwendet werden dabei in aller Regel SR aus Bevölkerungsdaten für eine breite Altersspanne von zumeist 16-49 Jahren. Weiterhin variiert das Messlevel zwischen verschiedenen regionalen Ebenen der Länder-, Bundesland-, Kreis- und Gemeindeebene zwischen den einzelnen Studien, wobei kleinräumigere Messniveaus noch die Ausnahme sind. Auf theoretischer Seite steht die implizite Annahme, dass Individuen die Umweltbedingungen, z.B. der SR, wahrnehmen und ihr (Partnermarkt-)Verhalten an die entsprechenden Umstände anzupassen. Diese Annahme blieb bislang allerdings ohne empirischen Nachweis. Das Ziel unseres Beitrags ist es daher, den Zusammenhang subjektiver Einschätzungen der Geschlechterproportionen mit aggregierten SR Maßzahlen auf Gemeinde-, Kreis- und Bundeslandebene zu untersuchen. Zum ersten analysieren wir unter Kontrolle weiterer Merkmale die Korrelationen zwischen dem subjektiven SR der Befragten mit dem lokalen SR auf verschiedenen Aggregationsniveaus, unterschiedlichen Altersbreiten sowie unter Berücksichtigung der typischen Altersunterschiede zwischen Partnern. Der zweite Schritt umfasst eine exemplarische Längsschnittanalyse zum Übergang von Singles in eine Partnerschaft, um die Bedeutung der aggregierten SR im Vergleich zu den subjektiven SR zu überprüfen. Wir verwenden die Wellen 1-7 (2008-2014) des Deutschen Beziehungs- und Familienpanels (pairfam) und verknüpfen diese mit regionalen Geschlechterproportionen auf Basis der Bevölkerungsdaten der statistischen Ämter. Die Stichprobe umfasst für den ersten Schritt 2606 weibliche sowie 3268 männliche Singles und 2041 weibliche sowie 2573 männliche Singles für die Längsschnittanalyse. Unsere Ergebnisse zeigen keine Zusammenhänge zwischen dem subjektiven SR der Befragten und den regionalen SR, unabhängig vom regionalen Aggregationsniveau, den Altersbreiten oder der Berücksichtigung von Altershypergamie-Mustern. Für den Übergang in eine Partnerschaft erweisen sich die subjektiven SR als signifikante Prädiktoren für beide Geschlechter in dem Sinne, dass ein subjektives Überangebot des anderen Geschlechts mit einem schnelleren Übergang in eine Partnerschaft korreliert. Die aggregierten SR, unabhängig vom Aggregationsniveau, zeigen hingegen keine signifikanten Effekte.

Integration und Diskriminierung – Ergebnisse einer Panelbefragung aus Niedersachsen

Stephanie Fleischer (Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen)

Seit 2015 ist die Zahl der Asylbewerber stark angestiegen. Dies stellt die deutsche Gesellschaft vor neue Herausforderungen. Insbesondere die Sozialintegration der zugewanderten Personen wird fokussiert. Eine erfolgreiche Sozialintegration ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Somit sind nicht nur der Integrationswille sowie die Integrationsmöglichkeiten der Migrantinnen und Migranten essentiell, sondern auch der Umgang der Aufnahmegesellschaft mit den zugewanderten Personen. Der Beitrag informiert einerseits über die Sozialintegration der Zuwanderinnen und Zuwanderer, die 2015 nach Niedersachsen eingereist sind. Als Indikatoren für die Sozialintegration werden die Sprachkenntnisse, die Erwerbstätigkeit, die Akkulturationseinstellungen sowie die sozialen Kontakte der zugewanderten Personen herangezogen. Der Grad der Sozialintegration wird jeweils zum Zeitpunkt der Zuwanderung, sechs Monate und nochmal 14 Monate nach der Zuwanderung dargestellt. Darüber hinaus untersucht der Beitrag, mögliche Zusammenhänge zwischen Diskriminierungserfahrungen und Integration. Hierbei wird unter anderem gezeigt, wie häufig die Befragten Opfer von Diskriminierungen wurden und in welchem Maß sich die Anzahl der Diskriminierungserfahrungen zwischen den drei Befragungszeiträumen entwickelt hat. Zudem wird darauf eingegangen, welche Unterschiede sich zwischen Arbeitsmigrantinnen bzw. Arbeitsmigranten und geflüchteten Personen gezeigt. Der Betrag basiert auf Daten der quantitativen Längsschnittstudie „Zuwanderung nach Niedersachsen“, die vom Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen durchgeführt wird. Im Rahmen des Projektes wurden Zuwanderinnen und Zuwanderer aus Europa, Südamerika und Asien als auch geflüchtete Personen aus Nordafrika und Syrien befragt. An der Erstbefragung nahmen 2.334

Personen teil. Für die zweite und dritte Befragung liegen die Teilnehmeranzahlen bei 990 bzw. bei 662.

“Closing the gap in a generation?”: Die Entwicklung der Ungleichheit in verlorenen Lebensjahren zwischen Ost- und Westdeutschland zwischen 1993 und 2015

Sebastian Franke (Ludwig-Maximilians-Universität München), Laura Schang (Ludwig-Maximilians-Universität München), Leonie Sundmacher (Ludwig-Maximilians-Universität München)

Mit Hilfe von verlorenen Lebensjahren (YLL) werden die Verluste der Gesellschaft aufgrund vorzeitiger Todesfälle quantifiziert. YLLs werden neben der Anzahl der Todesfälle und Sterblichkeitsraten verwendet, da sie das Todesalter berücksichtigen und den jüngeren Altersgruppen dadurch mehr Gewicht verleihen. Nach der deutschen Wiedervereinigung ist ein Rückgang der gesundheitlichen Ungleichheiten zwischen Ost und West zu verzeichnen. Diese gesundheitlichen Ungleichheiten, gemessen in vorzeitigen Todesfällen, verringerten sich bis Anfang der 2000er Jahre stark. Bei Frauen setzte sich der Trend bis zur völligen Angleichung fort, bei den Männern verlangsamte er sich oder stagnierte. In dieser Arbeit verwenden wir das Konzept von YLLs, um die Entwicklung gesundheitlicher Ungleichheiten zwischen Ost- und Westdeutschland über zwei Jahrzehnte zu analysieren. Ergänzend zu früheren Studien konzentrieren wir uns auf einen längeren Zeitraum und schließen aktuellere Daten ein. Methodik: Auf der Grundlage von Daten zur altersspezifischen Mortalität und Bevölkerung aus den 16 Bundesländern für den Zeitraum 1993-2015 werden altersstandardisierte YLLs für Männer und Frauen sowie der durchschnittliche YLL pro Todesfall für die Gesamtmortalität (ICD10: A00-Y89) und ursachenspezifische Mortalität berechnet. Die Auswahl der Todesursachen aus der Europäischen Kurzliste basiert auf der Häufigkeit der Todesfälle der unter 70-jährigen im Jahr 2014. Ergebnisse: Bei Männern verringerte sich die Ost-West-Differenz bei YLLs der Gesamtmortalität zwischen 1994 und 2000 um ca. 50%. Ab 2005 nimmt die Ost-West-Ungleichheit bei fast allen wichtigen Krankheitsklassifizierungen wieder zu. Ausnahmen stellen „Erkrankungen des Verdauungssystems“, des „Nervensystems“ sowie „äußere Ursachen“ dar, für welche die Ungleichheit ab 2010 konstant blieb. Der Ost-West-Unterschied in YLLs der Gesamtmortalität bei Frauen verschwindet zu Beginn der 2000er. Grund für diese Angleichung war jedoch nicht die Angleichung der krankheitsspezifischen YLL, sondern resultierte aus den niedrigeren YLLs in „bösartigen Neubildungen“ und „Erkrankungen der Atemwege“ im Osten. Wie bei Männern verlangsamt sich der Rückgang der YLLs im Osten im Vergleich zum Westen, wodurch die Ungleichheit für Männer und Frauen erneut ansteigt. Fazit: Die zum Ende der 1990er Jahre verbleibenden gesundheitlichen Ungleichheiten sind seit 2005 wieder gestiegen. Grund hierfür ist die Stagnation bzw. Verlangsamung des Rückgangs der ostdeutschen YLL. In Anbetracht der sozialpolitischen Zielsetzung eine Chancengleichheit in Bezug auf Gesundheits- und Lebensbedingungen in Ost und West zu gewährleisten, sind diese Ergebnisse bedenklich und bedürfen weiterer Analysen der zugrundeliegenden Ursachen.

Modellierung von Migrationsströmen: Ist “replacement migration” realistisch, wenn Emigration und Immigration getrennt projiziert werden? Eine Analyse mit Daten für Deutschland

Johann Fuchs (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge)

Die Bevölkerungsentwicklung Deutschlands wird von zwei demografischen Entwicklungen geprägt: Erstens nimmt die Erwerbsbevölkerung aufgrund der demografischen Alterung ab. Zweitens sind in der jüngeren Vergangenheit viele Menschen aus dem Ausland zugezogen. Ungeachtet der damit verbunden politischen und sozialen Probleme wird in Deutschland durchaus die Frage diskutiert, ob Zuwanderung den negativen Bevölkerungstrend eventuell kompensieren könnte (“replacement migration”). Bevölkerungsprojektionen werden von vielen Institutionen erstellt. Aber kaum eine Studie beschäftigt sich mit folgendem Problem: Mit einer entsprechend hohen Zuwanderung nimmt die Bevölkerung c.p. zu. Zugleich gilt, je größer die Bevölkerungszahl, umso mehr Inländer unterliegen dem Risiko, ins Ausland fortzuziehen; d.h. die Fortzüge steigen im Prinzip mit den Zuzügen. Für eine Nettozuwanderung in einem bestimmten Umfang müssten demnach noch mehr Menschen zuziehen oder die Emigrationsrate würde auf ein unrealistisch niedriges Niveau sinken. Unsere Studie untersucht diesen Link auf der Basis eines deterministischen Kohorten-Komponenten-Modells. Das Modell

unterscheidet nach Alter und Geschlecht und zusätzlich nach Nationalität (Deutsche/Ausländer). Der Migrationsteil des Modells basiert auf Setzungen für die Brutto-Immigration einerseits und auf alters- und geschlechtsspezifische Emigrationsraten andererseits. Letztere stammen ursprünglich aus einem stochastischen Bevölkerungsprognosemodell. Alle Grunddaten wurden vom Statistischen Bundesamt bereitgestellt. Es deutet sich an, dass für einen hohen Wanderungssaldo extrem hohe Bruttozuzüge erforderlich sind, sofern die Emigrationsrate einigermaßen stabil bleiben soll. Umgekehrt gilt, eine in etwa konstante Emigrationsrate in Verbindung mit einer realistischen Brutto-Immigration beschränkt die Nettozuwanderung deutlich. Wir weisen zudem Ergebnisse für eine Reihe demografisch relevanter Kennzahlen aus. Folgt man diesen Ergebnissen, dann sollte sich die Migrationspolitik stärker auf ein Halten der bereits im Land lebenden Migranten konzentrieren.

G

Verbleib von Zuwanderern als Determinante demografischer Entwicklung

Wido Geis-Thöne (Institut der Deutschen Wirtschaft)

Wanderungsbewegungen sind eine zentrale Determinante für die demografische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland. Dabei wird die starke Zuwanderung der letzten Jahre in der öffentlichen Diskussion häufig als weitgehend einseitiger Prozess gesehen. Dies ist jedoch so nicht der Fall. Im Jahr 2017 haben den Ergebnissen des Ausländerzentralregisters zufolge rund 708.000 Ausländer Deutschland wieder verlassen, von denen sich 30 Prozent bereits länger als drei Jahre im Land aufgehalten hatten. Ein substanzieller Teil der fortziehenden Ausländer ist also nicht den typischen temporären Migrationsformen, wie dem Auslandsstudium, zuzurechnen. Im Vortrag wird zunächst dargestellt, welche Informationen zu den fortziehenden Ausländern sich aus den verfügbaren Daten des Ausländerzentralregisters gewinnen lassen. So zeigt sich etwa, dass die Abwanderungswahrscheinlichkeit bei einer Aufenthaltsdauer von drei bis zehn Jahren bei EU-Ausländern mit 10,5 Prozent wesentlich höher ist als bei Drittstaatenangehörigen mit 6,5 Prozent. Hingegen enthält das Ausländerzentralregister keine Informationen über den Bildungsstand der fortziehenden Ausländer. Das so entstehende Bild über Verbleib und Rück- oder Weiterwanderung von Zuwanderern ist also insgesamt sehr unvollständig. Daher wird auf Basis des Sozioökonomischen Panels ergänzend betrachtet, welche Faktoren die Verbleibabsichten und die Bindung an Deutschland von Zuwanderern beeinflussen. Auch wenn zwischen diesen Einstellungsfragen und der tatsächlichen Wanderungsentscheidung kein deterministischer Zusammenhang besteht, können sie einen Hinweis darauf liefern, welche Personengruppen das Land verstärkt wieder verlassen. Es zeigt sich, dass die familiäre Situation hier eine wichtige Rolle spielt. Leben mindestens zwei Kinder im Haushalt, wollen Eltern deutlich seltener das Land verlassen, auch wenn sie keine deutlich stärkere Bindung an das Land haben. Zudem zeigen multivariate Analysen, dass Hochqualifizierte unter sonst gleichen Bedingungen häufiger Deutschland wieder verlassen wollen als andere Zuwanderer. Abschließend wird ein Fazit gezogen und dargestellt, welche Implikationen die Ergebnisse für Politik und Wissenschaft haben können. Insbesondere vor dem Hintergrund der starken Zuwanderung der letzten Jahre sollte das Thema Rückwanderung etwa bei Demografieprognosen stärker den Blick genommen werden.

Die gesundheitliche Situation Geflüchteter in Deutschland und Österreich: Determinanten und Mechanismen

Daniela Georges (Universität Rostock), Isabella Buber-Ennser (Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital), Judith Kohlenberger (Wirtschaftsuniversität Wien), Bernhard Rengs (Österreichische Akademie der Wissenschaften), Gabriele Doblhammer (Universität Rostock)

Deutschland und Österreich zählen zu jenen mitteleuropäischen Ländern, die stark von den aktuellen Flüchtlingsbewegungen betroffen sind. Ein hoher Anteil der Geflüchteten stammt aus Syrien, dem Irak und Afghanistan. Diesen Ländern sind seit Jahren bestehende fluchtauslösende Ereignisse gemein, sie unterscheiden sich aber stark in sozialstrukturellen Merkmalen und gesellschaftlich-politischen Eigenschaften, die auch die allgemeine Lebenssituation und Gesundheitschancen der Geflüchteten im Zielland beeinflussen. Den resultierenden Integrationsherausforderungen begegnen

Deutschland und Österreich mit unterschiedlichen Politiken, die u. A. den Zugang zum Arbeitsmarkt und zur Gesundheitsversorgung umfassen. Ziel dieses Beitrags ist, den Einfluss der regional diversen Rahmenbedingungen auf die Gesundheit Geflüchteter zu analysieren. Aufgrund eines eher restriktiven Zugangs zu Gesundheitsleistungen für Asylbewerber in Deutschland bei umfassenderem Zugang in Österreich wird eine bessere gesundheitliche Lage der Geflüchteten in Österreich hypothetisiert. Basierend auf dem IAB-BAMF-SOEP 2016 und dem „Refugee Health and Integration Survey“ wird die Gesundheitssituation von 18- bis 59-jährigen Geflüchteten aus Syrien, Afghanistan und dem Irak mit Zuwanderung seit 2013 mittels multipler Indikatoren (selbsteingeschätzte Gesundheit, psychische Gesundheit, IADLs, körperliche Schmerzen) bi- und multivariat betrachtet. Dabei erfolgt eine Kontrastierung innerhalb der Geflüchtetenpopulation, zwischen Deutschland und Österreich sowie relativ zur Aufnahmebevölkerung. Die Ergebnisse verdeutlichen signifikante Unterschiede nach Herkunftsregion, wobei insbesondere Afghaninnen Gesundheitsnachteile gegenüber anderen Geflüchteten und der Mehrheitsbevölkerung aufweisen. Diese Nachteile werden nur partiell durch individuelle soziodemographische und asylrechtliche Merkmale erklärt. Im Vergleich der Zielländer fallen die insgesamt schlechtere Gesundheitsbeurteilung der Geflüchteten in Deutschland gegenüber den Geflüchteten in Österreich sowie die größere Diskrepanz zwischen Mehrheitsbevölkerung und Geflüchteten in Deutschland auf. Bezüglich der sozialen und sozialstrukturellen Merkmale zeigen sich für beide Länder signifikante Effekte und ähnliche Mechanismen. Als wesentlicher Mediator erweist sich dabei die Zeitdauer des eingeschränkten Gesundheitszugangs, was als Indikator für die Relevanz politischer Rahmenbedingungen interpretiert werden kann. Der vorliegende Beitrag beschreibt und erklärt als einer der ersten die gesundheitliche Lage Geflüchteter – und damit eine wesentliche Integrationsdimension – in vergleichender Perspektive für zwei Zielländer. Die Ergebnisse erlauben, Gesundheitsbedarfe aufzuzeigen, vulnerable Gruppen zu identifizieren und Handlungspotenziale in den Zielländern zu eruieren.

Back to no future? Erfahrungen und Perspektiven von Migranten aus Westbalkanstaaten im „langen Sommer der Migration“

Daniel Göler (Universität Bamberg)

Back to no future? Erfahrungen und Perspektiven von Migranten aus Westbalkanstaaten im „langen Sommer der Migration“ Migranten aus den sogenannten Westbalkanländern, hauptsächlich aus Albanien und Kosovo, waren im Jahr 2015 eine der größten Herkunftsgruppen unter den Asylantragstellern in Deutschland. Motive waren vorwiegend die tatsächliche oder so empfundene Perspektivlosigkeit in den Herkunftsländern sowie, v.a. im Falle von Roma, die permanente Ausgrenzung und das Leben am Rand der Gesellschaft. Die Anerkennungsquote liegt nahe Null und Rückkehr bzw. Rückführung ist die Normalität. Doch was ist die Perspektive danach? Welche Erfahrungen wurden, im Sinne eines new mobilities paradigm, im Verlauf der Migration gemacht? Und sind die Möglichkeiten, welche die bundesdeutsche Beschäftigungsverordnung hinsichtlich einer geregelten Arbeitsmigration nun bietet, tatsächlich eine Option? Der Beitrag zeichnet dazu auf der Basis empirischer Informationen und insbesondere aus biographischen Episoden ein analytisches Bild. Neben der über viele Jahre gewonnenen Regionalkennntnis zum Herkunftskontext sind Interviews mit Antragsstellern, welche zeitweilig in der Bamberger Aufnahmeeinrichtung (heute ein Ankerzentrum) lebten, eine gewichtige Quelle zu individuellen Migrationsverläufen. Diese Befunde werden mit Erkenntnissen zur Situation der Zurückgekehrten gespiegelt. Die offensichtlichen Diskrepanzen sozusagen zwischen Wunsch und Wirklichkeit lassen sich durch individuelle und mediale Narrationen vor Ort ergänzend paraphrasieren. Weitreichende Informationsdefizite und Prinzipien wie Nachahmung, Versuch und Irrtum kennzeichnen zahllose Migrationsprojekte jener Zeit. Von den aufgrund des politischen Drucks in Deutschland restriktiver angewendeten Verfahrensregelungen (Zentralisierung der Unterbringung und beschleunigte Antragsbearbeitung) waren zudem auch Migranten mit Ausbildungsperspektive oder guten Sprachkenntnissen, welche sich bereits im Prozess der Integration wähnten, betroffen. Wenig geändert und vielfach sogar verschlechtert hat sich die Situation und Perspektive von (potenziellen) Migranten nach der Rückkehr. Für die meisten gilt als Motto „nach der Migration ist vor der

Migration“. Insofern stellt der Aufenthalt in Bamberg bzw. Deutschland im Nachhinein oft lediglich eine weitere (zirkuläre) Etappe in sequenziellen Migrationsverläufen dar.

H

Digitale Aktionsraumforschung. Computational Social Science als Perspektive für die Analyse regionaler und sozialstruktureller Disparitäten

Marc Hannapel (Universität Koblenz-Landau), Philipp Jakobs (Universität Bonn)

Während die Aktionsraumforschung in den 1970er und 1980er Jahren ein wichtiges Forschungskonzept in Stadtgeographie und Stadtsoziologie war, geriet sie in den letzten Jahrzehnten bis auf wenige Ausnahmen weitestgehend in Vergessenheit. Ziel der Aktionsraumforschung war und ist die Erhebung und Auswertung von Aktionsräumen der städtischen Bevölkerung, d.h. die Analyse der individuellen Bewegungsmuster und der von den Personen aufgesuchten öffentlichen und privaten städtischen Räume. Seit einigen Jahren stehen neue Technologien im Bereich computergestützter Erhebungs- und Auswertungsmethoden zur Verfügung, die ein Nachdenken über eine Neuaufgabe der Aktionsraumforschung sinnvoll erscheinen lassen. Für die Aktionsraumforschung bieten sich in diesem Zusammenhang gerade solche Erhebungsmethoden an, die die räumliche Bewegung von Personen digital in Form von GPS-Daten erfassen und für empirische Analysen zugänglich machen können. Im Zentrum des Vortrages steht die Präsentation eines neuen Forschungskonzeptes zur Erhebung und Auswertung digitaler Aktionsräume. Zu diesem Zweck haben wir innerhalb eines Mixed-Methods-Ansatzes quantitative und qualitative Erhebungs- und Auswertungsverfahren miteinander kombiniert und das Konzept in einer explorativen Studie mit Koblenzer Studierenden getestet. Inhaltlich zielt die Forschungsarbeit auf die Klärung folgender drei Fragen: (1) Lassen sich Bewegungsprofile entlang sozio-kultureller Merkmale beschreiben? (2) Lassen sich städtische Orte identifizieren, die sich in Bezug auf sozio-kulturelle Merkmale ihrer Nutzerinnen und Nutzer durch eine besonders heterogene oder besonders homogene Nutzerstruktur auszeichnen? (3) Durch welche inhaltlichen Merkmale zeichnen sich die jeweiligen Orte als erfahrbare Qualitäten aus? Entlang dieser Forschungsfragen haben wir (1) studentische Bewegungsdaten mit Hilfe einer Smartphone-App erhoben, um studentische „Hotspots“ zu lokalisieren. Zudem konnten wir (2) diese Daten mit Angaben zu den individuellen Lebensstilen der Studierenden verknüpfen und schließlich haben wir (3) die erhobenen Daten mit qualitativen Beobachtungen der lokalisierten „Hotspots“ ergänzt, um ein näheres Verständnis für die Hintergründe der Bewegungsmuster zu entwickeln. Ohne Anspruch auf Repräsentativität erheben zu können, zeigen unsere Ergebnisse, dass sich die Bewegungsprofile bzw. die identifizierten Lokalitäten entlang der lebensstilspezifischen Differenzierungskriterien beschreiben lassen. Werden die jeweiligen Orte mittels qualitativen Beobachtungen näher betrachtet, dann lassen sich Anzeichen einer engen Passung von theoretisch implizierten Annahmen zu den Lebensführungstypen und den Raumbezügen einerseits und den aufgesuchten Lokalitäten andererseits feststellen.

Asylsuchende in Bayern aus vier Herkunftsländern – Ergebnisse einer quantitativen Befragung und einer qualitativen Folgebefragung

Sonja Haug (Ostbayrische Technische Hochschule Regensburg), Dominik Huber (Ostbayrische Technische Hochschule Regensburg)

Der Vortrag basiert auf Primärdaten der Studien „Asylsuchende in Bayern“ und des Folgeprojekts „Asylsuchende in Bayern: Eine qualitative Folgebefragung“, die in den Jahren 2016 und 2017 erhoben wurden. In einer ersten Pilotstudie wurde ein Mixed-Methods-Ansatz gewählt und mit qualitativen und quantitativen Erhebungsmethoden strukturelle Ressourcen, Einstellungen und Bleibeabsichten von in Bayern lebenden männlichen und weiblichen Asylsuchenden aus Syrien, Eritrea, Irak und Afghanistan untersucht. Eine standardisierte Befragung erhob Erwerbsbiographien und Zukunftspläne von 779 Asylsuchenden in Nürnberg und dem Münchner Umland. In persönlich-mündlichen Interviews wurden zudem zwölf exemplarische Biographien durchgeführt. In einer Folgestudie wurden die Teilnehmer der qualitativen Studie etwa ein Jahr später ein zweites Mal befragt, was wertvolle

Erkenntnisse zu deren Berufs- und Arbeitsmarktintegration und auch im Hinblick auf die soziale Integration lieferte. Der Beitrag beinhaltet Ergebnisse im Hinblick auf soziostrukturelle Aspekte (Bildung, Arbeitsmarkt) und soziale Aspekte (Familienstruktur, Familiennachzug, soziale Netzwerke). Hierbei wird insbesondere auf Unterschiede nach Herkunftsland eingegangen.

Depressive Eltern, verhaltensauffällige Kinder? Ein Vergleich der elterlichen und kindlichen Einschätzung des Zusammenhangs zwischen elterlichen Depressionen und kindlichem Wohlergehen

Stephanie Heß (Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg), Matthias Pollmann-Schult (Otto-von-Guericke Universität Magdeburg)

Frühere Studien zeigen einen signifikanten Zusammenhang zwischen elterlichen Depressionen und dem Wohlbefinden ihrer Kinder. Diese Studien nutzen zur Folgenabschätzung jedoch meist die elterliche Beurteilung des kindlichen Wohlergehens. Eine Selbsteinschätzung der Kinder hingegen findet bislang weniger Beachtung. Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie sich Depressionen von Müttern und Vätern auf das kindliche Wohlergehen auswirken und legt ein besonderes Augenmerk darauf, inwiefern Unterschiede zwischen der elterlichen Wahrnehmung und der Selbstevaluation der Kinder bestehen. Methoden: Die Datengrundlage der Analyse sind die Wellen 2-9 des Deutschen Beziehungs- und Familienpanels (pairfam). Mithilfe von fixed-effects Modellen werden die Effekte von mütterlichen bzw. väterlichen Depressionen auf das Kindeswohl geschätzt. Die Modelle differenzieren hierbei den Effekt elterlicher Depressionen auf die Einschätzung des kindlichen Wohlbefindens durch a) die Mutter b) den Vater und c) die Selbsteinschätzung des Kindes. Als Indikator für das kindliche Wohlergehen dient das Strength and Difficulties Questionnaire (SDQ). Das Ausmaß der elterlichen Depression wird mithilfe der State-Trait Depression Scales in der Trait-Variante (STDS-T) eingeschätzt. Ergebnisse: Der von uns gemessene Zusammenhang zwischen elterlichen Depressionen und dem Wohlbefinden der Kinder auf Basis der elterlichen Einschätzung ist weitgehend kongruent mit dem Forschungsstand: Depressive Eltern schätzen das Wohlergehen ihrer Kinder signifikant niedriger ein als weniger depressive Eltern. Wenn hingegen die Selbsteinschätzung der Kinder als Indikator für das kindliche Wohlergehen berücksichtigt wird, zeigt sich kein Zusammenhang mit mütterlichen oder väterlichen Depressionen. Diskussion: Die Ergebnisse legen nahe, dass Mütter und Väter die Folgen der elterlichen Depressionen auf das Wohlbefinden ihrer Kinder deutlich gravierender einschätzen als diese selbst. Dieser Befund impliziert, dass frühere Studien die Folgen elterlicher Depressionen für ihre Kinder deutlich überschätzt haben und das kindliche Wohlbefinden deutlich schwächer durch das subjektive Wohlbefinden ihrer Eltern beeinflusst wird als bislang angenommen. Zukünftige Forschung sollte daher die Herkunft der Information zum kindlichen Wohlbefinden stärker berücksichtigen und die Validität von Elterninformationen in der Kinderforschung kritischer diskutieren.

The perception of fairness in the division of labor across the transition to parenthood

Maria Hornung (Stockholm University)

Besonders nach dem Übergang zur Erstelternschaft führen Paare in Deutschland eine geschlechtsspezifische Arbeitsaufteilung aus. Nach der Geburt des ersten Kindes nehmen mehr Frauen als Männer Elternzeit und Frauen übernehmen zum überwiegenden Teil die Hausarbeit. Während sich viele Studien mit der Arbeitsaufteilung befassen, gibt es wenige Studien die analysieren, wie gerecht diese bewertet wird. Die vorliegende Arbeit untersucht die Gerechtigkeitswahrnehmung bezüglich der Arbeitsaufteilung in einer Partnerschaft vor und nach dem Übergang zur Erstelternschaft. Für die Analyse wird eine OLS-Regression mit und ohne fixe Effekte getrennt für männliche und weibliche Befragten ausgeführt. Da der Fokus auf Deutschland liegt, wurden die Daten der Pairfam Studie, einer deutschen Langzeitstudie, verwendet. Die Ergebnisse zeigen, dass der Übergang zur Erstelternschaft für Männer keinen signifikanten Einfluss auf das Gerechtigkeitsempfinden bezüglich der Arbeitsaufteilung hat. Für Frauen hingegen führt die Erstelternschaft zu einem höheren Gerechtigkeitsempfinden. Jedoch verschwindet dieser Effekt, wenn die Erwerbstätigkeit der Frau in das Modell einbezogen wird. Diese Ergebnisse weisen auf eine Unzufriedenheit von erwerbstätigen Frauen mit der Arbeitsaufteilung nach dem Übergang zur Elternschaft hin.

J

Son Preference, Parity Transition and Birth Spacing in Pakistan

Rashid Javed (University of Pau and Pays de l'Adour Pau)

Son preference is widespread in Pakistan. This study examines the prevalence and strength of the phenomenon and its effect on Pakistani women's fertility transition. We employed data from nationwide demographic and health surveys for the years 1990-91 and 2012-13 and used probit and matching econometric techniques. We generated a number of indicators to chart the change in revealed and stated preference for male children over time. We find strong evidence for both the realized and stated preference for male offspring. Son preference persists in Pakistan and its impact on actual and stated fertility is still strong. Although the country's overall sex ratio has fallen, the sex ratio at birth and sex ratio at last birth have increased indicating an increased reliance on differential birth stopping. Son preference decreases with couple's level of education. It is more intense among middle-class and rural households. The stated desire for sons has also come down. The likelihood of second birth does not vary with the sex of the first-born. In contrast, women with one or more sons at higher parities are upto 14% less likely to pursue additional fertility compared with women with no sons. The probability of continuing childbearing also decreases with the number of sons born. Besides, women with one or more sons are 29 to 34% more likely to desire no more children. These findings help explain the country's skewed sex ratios and the slow rate of demographic transition.

K

Kommunale Gesundheitsberichterstattung in Bremen

Eva Kibele (Statistisches Landesamt Bremen), Günter Tempel (Gesundheitsamt Bremen)

Gesundheitsberichterstattung bietet die Informationsgrundlage für Politik und Öffentlichkeit zur gesundheitlichen Situation und gesundheitlichen Versorgung der Bevölkerung. Wir stellen ein Konzept für eine kleinräumige Gesundheitsberichterstattung auf kommunaler und insbesondere kleinräumiger Ebene in Bremen vor. Kleinräumige Gesundheitsberichterstattung bedient die Informationsbedürfnisse kommunaler Sozial- und Gesundheitspolitik, sie unterstützt insbesondere den Prozess der Entscheidungsfindung bei der Allokation von Ressourcen. Die amtlichen Gesundheitsstatistiken—Krankenhaus-, Pflege- und Todesursachenstatistik—bilden einen Rahmen für die gesundheitliche Lage und die Gesundheitsversorgung in den Städten Bremen und Bremerhaven. Kleinräumig, d.h. bis auf Ortsteilebene in Bremen, stehen Daten der Mortalitätsstatistik und des Gesundheitsamtes zu Verfügung. So wird beispielsweise bei den Schuleingangsuntersuchungen der Gesundheitszustand aller schulpflichtigen Kinder erhoben, der auf Ortsteilebene dargestellt werden kann. Die Gesundheitsdaten können mit Sozialindikatoren zusammengebracht werden, um mögliche Zusammenhänge aufzuweisen. Wir stellen unterschiedliche (karto-)grafische und tabellarische Darstellungsformen vor, wobei wir die verschiedenen Datenquellen und Besonderheiten wie kleine Fallzahlen oder Darstellung in Indikatorenform diskutieren. Wir präsentieren Anwendungsbeispiele anhand von Daten der amtlichen Statistik und verschiedener Gesundheitsberichte des Bremer Gesundheitsamtes.

Mobilitäts-Experiment: Was passiert, wenn PendlerInnen einen Monat lang kostenlos mit dem ÖPNV fahren können?

Daniel Klee (Universität Duisburg-Essen), Cora Wernerus (Universität Duisburg-Essen)

Mobilitäts-Experiment: Was passiert, wenn PendlerInnen einen Monat lang kostenlos mit dem ÖPNV fahren können. Das Auto ist das am häufigsten genutzte Verkehrsmittel von PendlerInnen in Deutschland (vgl. Winkelmann 2010: 43) – mit weitreichenden Folgen für Klima, Umwelt und Gesundheit der Menschen, nicht zuletzt ist der Verkehrssektor für ein Fünftel der klimaschädlichen Treibhausgas-Emissionen in Deutschland verantwortlich (vgl. BMUB 2016: 49). Der öffentliche Personennahverkehr ist eine Umwelt- und gesundheitsschonendere Alternative zum Auto, wird jedoch bis heute vergleichsweise wenig genutzt. In NRW leben rund 9 Millionen Erwerbstätige, wovon 4,74 Millionen in eine andere Gemeinde zur Arbeit pendeln (vgl. IT NRW 2018a). In der Metropole Ruhr liegen einige der Pendler reichsten Städte von ganz NRW, so wie Essen oder Dortmund (vgl. IT NRW 2018b). Soll eine Verkehrswende hin zu nachhaltiger Mobilität gelingen, müssen mehr Menschen motiviert werden, häufiger mit Bus und Bahn zur Arbeit zu fahren. Um das Entwicklungspotenzial des ÖPNV als Alternative zum motorisierten Individualverkehr auszuloten, haben wir ein „Mobilitäts-Experiment“ durchgeführt. In Kooperation mit der AG „Metropole in Bewegung“ der Global Young Faculty (gefördert u.a. von der Stiftung Mercator) haben wir PendlerInnen aus vier Unternehmen im Ruhrgebiet, die bisher überwiegend mit dem Auto zur Arbeit gefahren sind, ein kostenloses Monatsticket für den ÖPNV zur Verfügung gestellt. Im Gegenzug haben uns die PendlerInnen mehrmals die Woche (mittels standardisierter Befragung) Auskunft über ihre Ticketnutzung sowie ihre dabei gesammelten Erfahrungen berichtet. Die Auswertung zeigt, dass das Interesse an einem Umstieg auf den ÖPNV groß ist. Nicht nur, dass wir innerhalb kürzester Zeit 69 TeilnehmerInnen für unser Projekt rekrutieren konnten, die Mehrheit der TeilnehmerInnen hat ihr Ticket auch regelmäßig genutzt (im Schnitt an 9,2 Tagen von 19 möglichen Arbeitstagen im Testzeitraum). Die gesammelten Daten geben aber auch Einsicht in die Motive und Hindernisse für die Fahrt mit Bus und Bahn. Es zeigt sich, dass weder ein hohes Umweltbewusstsein noch ein kostenloser Nahverkehr allein ausreichend sind, damit mehr Menschen im Ruhrgebiet mit Bus und Bahn fahren.

Gibt es Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden von Kindern in verschiedenen Familienkonstellationen?

Andreas Klocke (Forschungszentrum Demografischer Wandel), Sven Stadtmüller (Forschungszentrum Demografischer Wandel)

Datengrundlage: Die Analysen fußen auf der Panelstudie „Gesundheitsverhalten und Unfallgeschehen im Schulalter“ (www.fzdw.de/gus). Die GUS-Studie ist eine Längsschnittstudie (Panel) mit insgesamt sechs jährlichen Erhebungswellen in insgesamt 14 Bundesländern. Die GUS Studie startete mit der ersten Erhebung im Schuljahr 2014/15 mit der Befragung von 10.621 Schüler*innen der 5. Jahrgangsstufe. Für knapp 4.000 Schulkinder liegen mittlerweile Informationen über vier Messzeitpunkte vor. Es werden ausschließlich die Kinder selbst befragt, also nicht zugleich auch deren Eltern. Methode: Es wird ein Index "Subjektives Wohlbefinden" gebildet, der auf den vier Bereichen Lebenszufriedenheit, Qualität der Eltern-Kind- sowie der Freundschaftsbeziehungen, Schulklima sowie subjektive Gesundheit fußt. Subjektives Wohlbefinden wird hier als ganzheitlicher Zugang zur Gesundheit aufgefasst. Analysestrategie: Der Index „subjektives Wohlbefinden“ wird in multivariaten Modellen danach untersucht, ob die Werte je nach Familienkonstellationen variieren. So können Zwei-Elternfamilien, Ein-Elternfamilien, Stieffamilien sowie Geschwisteranzahl, familialer Wohlstand, Migrationshintergrund, Stadt-Land- und Ost-West-Unterschiede betrachtet werden. Zugleich bietet das Pannedesign die Möglichkeit, die Entwicklung des subjektiven Wohlbefindens im Prozess des Aufwachsens in den unterschiedlichen Familienkonstellationen zu untersuchen. Ergebnisse: Das subjektive Wohlbefinden der Kinder und Jugendlichen variiert zwischen den verschiedenen Familienkonstellationen. Die Unterschiede können nicht rein über materielle Wohlstandsindikatoren erklärt werden. Vielmehr ist es die Mikroebene (Familie) selbst und die Qualität der familialen Beziehungen, die offenbar den größten Einfluss auf das Wohlbefinden der Kinder haben. Implikationen: Die Ergebnisse

fügen sich gut in die internationale Diskussion über „quality of life“, „happiness“, „well-being“ und "subjektive Gesundheit" ein. Sie unterstreichen die enge Verbindung von well-being und Gesundheit.

Potential for prolonging working life in Germany: overcoming labour market challenges in a drastically ageing population

Sebastian Klüsener (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Christian Dudel (Max Planck Institut für Demographische Forschung), Elke Loichinger (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Harun Sulak (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Mikko Myrskylä (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

In many high-income countries the work force is ageing and shrinking. Germany is a particularly remarkable case as the German baby boomers born in the 1950s and 1960s are around 50% larger compared to the cohorts which are currently entering the labour market. This raises the question whether and to what degree the German economy might face drastic decreases in labour supply due to the upcoming retirement of the baby boomers in the 2020s and 2030s. We study cohort trends in labour market participation and activation potential in Germany making use of the German Microcensus. The Microcensus covers about 1% of the German population and participation is obligatory. It offers unique opportunities to assess labour market trajectories of cohorts. This study looks at developments since 1996. Besides presenting detailed descriptive statistics for labour market activity by selected characteristics of the population, we calculate partial working life expectancies (lifetime spent in the labour market) that represent a mixture of a cohort and a period perspective. Preliminary results show that cohorts born around 1950 displayed much higher labour market participation rates in their late 50s and early 60s compared to the cohorts born in the early 1940s. However, this trend towards higher labour market participation at older working ages seems to have stopped among the cohorts that are currently reaching retirement age. It is likely that this ceiling effect is caused by legal regulations and disincentives preventing further enhancements. Substantial activation potential also exists for women and through investments in education. The gender gap is particularly remarkable if one accounts for labour market participation in hours worked in order to derive full-time equivalent years of working life expectancy. This gap is visible both in western Germany (Males: 39.9 years, Females: 25.9 years) and in eastern Germany (Males: 39.1 years, Females: 30.4 years).

Der gemeinsame Kinderwunsch gleichgeschlechtlicher Frauenpaare - Ergebnisse einer qualitativen Fallstudie

Anna Koch (Ostbayerischen Technischen Hochschule Regensburg), Sonja Haug (Ostbayerischen Technischen Hochschule Regensburg)

Der Kostenaufwand für Erfüllung des Kinderwunsches durch reproduktionsmedizinische Maßnahmen ist nicht gering. Durch §27a SGB V steht heterosexuellen (Ehe-) Paaren potentiell eine (Teil-) Kostenübernahme durch die gesetzlichen Krankenkassen zur Verfügung; auch die privaten Krankenkassen bieten dies für heterosexuelle (Ehe-) Paare an, ebenso wie Bund und Länder. Für gleichgeschlechtliche Frauenpaare gibt es -unabhängig des Familienstandes- keine finanziellen Subventionen. Diese Ungleichbehandlung stellt einen von zahlreichen Kritikpunkten bei der Betrachtung gleichgeschlechtlicher Frauenpaare und deren Weg zum gemeinsamen Kind dar. Auf die nicht nur finanziellen, sondern auch psycho-sozialen ‚Kosten‘ einer reproduktionsmedizinischen Behandlung folgen bei verpartnerten/ verheirateten Frauenpaaren jene des Adoptionsverfahrens; denn die (Lebens-/) Ehepartnerin der gebärenden Frau wird durch die rechtlichen Regelungen des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht automatisch Elternteil des geborenen gemeinsamen Kindes. Aufgrund dessen fordern verschiedene Berufsstände und Einrichtungen eine Novellierung der dazugehörigen Paragraphen; eine Öffnung der Elternschaft auf mehr als zwei Personen wird dabei ebenfalls thematisiert. Daneben gibt es Forderungen in Bezug auf assistierte reproduktionsmedizinische Maßnahmen und das bestehende Embryonenschutzgesetz. Postuliert wird ebenfalls von verschiedenen Disziplinen ein allgemeines Fortpflanzungsmedizin- bzw. Reproduktionsmedizinengesetz. Durch die Einführung eines solchen Gesetzes soll die Diskriminierung von unverheirateten und/ oder gleichgeschlechtlichen Paaren und alleinstehenden Personen beendet werden. Damit verbunden ist auch eine Novellierung der rechtlichen Regelungen der (Teil-) Kostenübernahme der gesetzlichen Krankenkassen nach §27a SGB V; ein

Entwurf diesbezüglich wurde dem Bundestag vorgelegt, eine Entscheidung liegt darüber liegt nicht vor. Die Relevanz der Forderungen wird durch das Heranziehen der im Rahmen der Studie erhobenen Fallstudien (qualitativer E-Mail-Survey, N=3) deutlich. Die befragten Frauen äußern unabhängig von der Art der Erfüllung des gemeinsamen Kinderwunsches mit deren (eingetragenen Lebens-/ Ehe-) Partnerin die zuvor aufgeführten Forderungen.

Der Übergang in den Ruhestand im partnerschaftlichen Kontext: Die dyadische Perspektive in der dritten Welle der Studie „Transitions and Old Age Potential“ (TOP)

Laura Konzelmann (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Andreas Mergenthaler (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Volker Cihlar (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Frank Micheel (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Bei der Studie „Transitions and Old Age Potential“ (TOP) handelt es sich um einen telefonischen Survey des BiB, bei dem eine Stichprobe der Geburtsjahrgänge 1942 bis 1958 bislang zweimal befragt wurde (Erstbefragung 2013 mit 5.002 abgeschlossenen Interviews, Wiederholungsbefragung 2015/2016 mit 2.501 kompletten Interviews). Der thematische Fokus des Panels TOP liegt auf der Erwerbstätigkeit und den Übergängen in den Ruhestand. Zusätzlich liegen Angaben zu informellen Tätigkeiten, Persönlichkeitseigenschaften, Gesundheit, Wohlbefinden sowie zur Soziodemografie der Zielpersonen vor. Im Jahr 2019 wird TOP mit einer weiteren Befragungswelle ins Feld gehen. In Ergänzung zu einer erneuten Befragung der Zielpersonen werden erstmals auch deren Lebenspartnerinnen und -partner befragt. Im Vorfeld wurde im Rahmen einer 2017/2018 durchgeführten Adress- und Panelpflege der Erstkontakt zur Mehrheit der Partnerinnen und Partner hergestellt und deren Teilnahmebereitschaft erfasst. Nach derzeitigem Stand ist davon auszugehen, dass ungefähr 1.000 Personen für die Partnerbefragung zur Verfügung stehen. Die Interviews werden anhand eines durch das BiB entwickelten Fragebogens durchgeführt. Dieser enthält sowohl Items, die den Zielpersonen/Ankern und den Lebenspartnerinnen und -partnern gleichermaßen gestellt werden als auch Fragen, die ausschließlich an die Lebenspartnerinnen und -partner gerichtet sind. Mit diesem erweiterten Studiendesign wird eine dyadische Perspektive auf den gemeinsamen Übergang in den Ruhestand eröffnet, die u. a. die folgenden Forschungsfragen beantworten soll: Wie wird der Ruhestandsübergang zwischen den Lebenspartnern koordiniert? Wie wichtig ist älteren Menschen in Deutschland, gemeinsam mit der Partnerin bzw. dem Partner in den Ruhestand zu gehen? Wie häufig ist ein zeitgleicher Übergang in den gemeinsamen Ruhestand zu beobachten und unter welchen Bedingungen findet dieser statt? Im Vortrag werden sowohl konzeptionelle Ansätze als auch das methodische Vorgehen zur Implementierung der dyadischen Perspektive in der dritten Welle TOP vorgestellt. Zudem wird auf das Analysepotenzial der dritten Welle zur Ergänzung der Alters- und Ruhestandsforschung in Deutschland und Europa eingegangen.

Der demografische Übergang hin zur optimalen Populationsdichte. Versuch zur Eingrenzung eines Tabuthemas

Lothar Krätzig-Ahlert (Grontmij GmbH)

Der demografische Übergang hin zur optimalen Populationsdichte Versuch zur Eingrenzung eines Tabuthemas. Herr Professor Schmid hat 1976 festgestellt: „Die Generative Struktur der post-transformativen Phase einer Bevölkerung ist nach bisheriger Erfahrung irreversibel.“ *Der demografische Übergang begann weltweit in Europa um ca. 1500 und die westdeutsche, einheimische Bevölkerung absolvierte als Erste alle fünf Phasen bis zum Jahr 1972. Seit 1972 liegen die Sterbeziffer in der einheimischen, damals noch westdeutschen, Bevölkerung über der Geburtenziffer, und die Bevölkerung schrumpft seitdem. Es stellt sich die Frage, wohin der demografische Übergang steuert, nachdem der Schrumpfungsvorgang begonnen hat. Gilt die oben zitierte Feststellung auch noch heute, im Jahr 2019, also 43 Jahre später? Bei einer strengen Auslegung der Feststellung würde eine Bevölkerung aussterben, wenn die Sterbeziffer irreversibel über der Geburtenziffer verbleibt. Wahrscheinlich wird die Bevölkerungsentwicklung folgenden Verlauf nehmen: Nach dem Überschreiten einer Wachstumsspitze wird sich die einheimische Bevölkerungszahl auf einem niedrigeren Niveau einpendeln, das möglicherweise ein Optimum darstellt und von selbst zu einer optimalen Populationsdichte für

Menschen führt. Auf Basis verschiedener, u. a. historischer, Vergleiche kann der Bereich für die optimale Populationsdichte auf 0 - 24 Menschen / km² abgeschätzt werden. Ferner kann folgendes festgehalten werden: Alle Lebewesen auf der Erde unterliegen hinsichtlich ihrer Populationsdynamik der logistischen Gleichung mit den drei Eingangsparametern: 1.) Geburtenrate (r), 2.) Sterberate (m), 3.) Kapazität (K). Je nach Kombination der Parameter sind ganz unterschiedliche Bevölkerungsentwicklungen möglich. Bei einer zu geringen Wachstumsrate, aber auch bei einer zu hohen Wachstumsrate und ohne Kenntnis der tragenden Kapazität, stirbt eine Bevölkerung aus. Dazu gibt es Beispiele aus der Menschheitsgeschichte, und das Phänomen gilt natürlich auch für die Weltbevölkerung insgesamt. Bei einer mittleren Wachstumsrate ergibt sich jedoch eine zeitlich konstante Bevölkerungszahl, ein weiterer qualitativer Hinweis für eine optimale Populationsdichte.

*Schmid, Josef. Einführung in die Bevölkerungssoziologie, rororo 1580, Hamburg, 11/1976, S. 285.

Regionale Unterschiede des Eintritts in die Langzeitpflege unter besonderer Berücksichtigung von Demenz: Eine Studie basierend auf Daten der Allgemeinen Ortskrankenkassen

Daniel Kreft (Universität Rostock), Gabriele Doblhammer (Universität Rostock)

Demografische und gesundheitliche Trends führen zu ausgeprägten Veränderungen der Bevölkerungszusammensetzung, welche zusätzlich zwischen den jeweiligen Regionen variieren. Vorhergehende Studien basierend auf Aggregatdaten konnten zeigen, dass ausgeprägte regionale Unterschiede in der Prävalenz des Bezugs von Pflegegeld und Pflegeleistungen für Regionen in Deutschland bestehen und dass diese in Zusammenhang mit Unterschieden des wirtschaftlichen Wohlstands und der Siedlungsstruktur stehen. Ziel dieser Studie ist es, den Einfluss von Eigenschaften der Wohnregion auf den Eintritt (Inzidenz) in die Pflege mit Hilfe von Längsschnitts-Individualdaten zu untersuchen. Aufbauend auf Abrechnungsdaten von 250.000 zufällig gezogenen AOK-Mitgliedern im Alter 50+ in 2004 wurden quartalsweise Informationen zu Diagnosen und zu biographischen Informationen wie dem Alter, dem Geschlecht, der Pflegeeinstufung und dem aktuellen Wohnort für den Zeitraum 2005-2015 ausgewertet. Den Daten wurden basierend auf Postleitzahlinformationen Daten zum verfügbaren Haushaltseinkommen pro Kopf und der Einwohnerdichte des Wohnkreises (Quintile) der regionalen amtlichen Statistik zugespielt. Die Auswertung der Faktoren erfolgte mittels Competing risk-Regressionen, welche Sterblichkeit berücksichtigen können. Um den Einfluss von pflegebedingten Umzügen zu kontrollieren, wurde auf einen Umzug im Quartal des Pflegeeintritts adjustiert. Die Auswertungen erfolgten separat für alle Personen und für Demenzerkrankte sowie für Pflege allgemein (alle Stufen) und schwere Pflege (Stufe 3/3+). Für alle Personen zeigte sich ein Gradient des Pflegebedarfs zwischen armen und reichen Regionen. So war die Eintrittsrate in die Pflege allgemein bei allen Personen etwa 24% geringer in den reichsten gegenüber den ärmsten Regionen bzw. 6,3% geringer bei der schwersten Pflege. Für die Demenzerkrankten dagegen gab es keine Unterschiede in den Eintritt in irgendeine Pflegestufe, jedoch etwa 20% höhere Raten in reichen Regionen bei schwerer Pflege. Die Einwohnerdichte zeigte für den Eintritt in die Pflege allgemein keine Unterschiede, für schwere Pflege jedoch zeigte sich ein deutlicher Gradient. So war die Rate 15% (alle Personen) bzw. 17% (Demenzranke) geringer in Regionen höchster Urbanität gegenüber den ländlichsten Regionen. Die genutzten Daten ermöglichten eine Analyse kontextueller Faktoren auf Pflegeinzidenzen unter Kontrolle von Bevölkerungskomposition und individuellen Kontextveränderungen (Umzügen). Gefunden wurde, dass wirtschaftlich schwache und ländliche Regionen allgemein unvorteilhaftere Pflegeraten als wirtschaftlich starke und hochurbanisierte Regionen aufzeigten. Bemerkenswert ist die höhere Rate schwerer Pflege bei Demenzerkrankten in den reichsten Regionen. Dies sind klare Indikatoren für ein unterschiedliches Inanspruchnahmeverhalten von Pflegeleistungen, selektiver Mortalität und Migration und unterschiedliche Folgen gesundheitsrelevanter Lebensweisen und -verhältnisse.

Lebensformen der Bevölkerung mit Migrationshintergrund in Deutschland

Anne-Kristin Kuhnt (Universität Duisburg-Essen), Sandra Krapf (Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung)

Im Rahmen der Migrations- und Integrationsforschung ist bereits viel über die Bildungs- und Gesundheitssituation von Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland publiziert worden. Zu den Akkulturationsmustern in Bezug auf die Lebensformen ist bisher eher wenig bekannt. An dieser Forschungslücke knüpfen unsere Analysen an und fokussieren auf einen Vergleich nichtehelicher Lebensformen zwischen Personen mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland. Als Datenbasis ziehen wir die erste Welle des Beziehungs- und Familienpanel (pairfam) heran, die in den Jahren 2008 und 2009 erhoben wurde. In diesem Datensatz sind neben den Informationen zur Lebensform auch Angaben zum Migrationshintergrund der Befragten vorhanden. Zudem sind die befragten Frauen und Männer in dieser Stichprobe relativ jung (wir nutzen die Jg. 1981-83 und 1971-73) und gehören damit eher der zweiten Generation an. Dies macht sie für die Analyse von Akkulturationsprozessen besonders interessant. Um der Heterogenität der Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland gerecht zu werden, differenzieren wir in unseren deskriptiven und multivariaten Analysen nach türkeistämmigen Migrant*innen (N = 548), Personen mit Aussiedler*innen-Status (N = 433) und Personen ohne Migrationshintergrund (N= 9.018). Erste deskriptive Analysen zeigen, dass sich der Anteil nichtehelicher Lebensgemeinschaften bei Personen mit und ohne Migrationshintergrund unterscheidet. Kontrolliert man allerdings in den anschließenden multinomialen Regressionsanalysen nach Religiosität, Bildung und Erwerbstätigkeit reduzieren sich die Unterschiede zwischen beiden Personengruppen. Dies spricht für erfolgreiche Akkulturationsstrategien bei den Personen mit Migrationshintergrund, die den jüngeren Geburtskohorten angehören.

L

Die Teilzeitfalle und ihre Bedingungsfaktoren

Uta Brehm (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Linda Lux (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Der Wiedereintritt von Müttern in den Arbeitsmarkt nach einer betreuungsbedingten Erwerbsunterbrechung ist in den Sozialwissenschaften ein gut erforschter Bereich, ebenso wie die langfristigen beruflichen Auswirkungen ihres Rückkehrverhaltens. Eine Vielzahl von Studien für Deutschland belegt, dass Frauen nach einer Geburt häufig in eine Teilzeit- statt einer Vollzeitbeschäftigung zurückkehren und langfristig flachere Einkommensentwicklungen, geringere Aufstiegsmöglichkeiten und letztendlich niedrigere Rentenansprüche verzeichnen. Beide Beobachtungen werden zumeist durch das Argument der „Teilzeitfalle“ verknüpft. Eine konkrete Beschreibung der „Teilzeitfalle“ steht allerdings trotz der weiten Verbreitung des Argumentes noch aus: Wie lange verbleiben Mütter in einer Teilzeiterwerbstätigkeit und was sind die Bedingungsfaktoren für dieses Verhalten? In unserer Studie wollen wir mit Hilfe von Ereignisanalysen auf Grundlage der SOEP-Daten diese Lücke schließen. Unser Interesse liegt im mütterlichen Wiedereinstieg in Teilzeit, Vollzeit und vollzeitnahe Tätigkeiten nach einer betreuungsbedingten Erwerbsunterbrechung, wie lange die Mütter nach ihrer Rückkehr in Teilzeit verharren und welche soziodemografischen, intrafamilialen und institutionellen Faktoren das Aufstocken auf Vollzeit begünstigen bzw. erschweren. Dafür konzentrieren wir uns auf das langfristige Beschäftigungsverhalten der Mütter nach der Geburt ihres letzten Kindes. Insgesamt stellen wir fest, dass innerhalb von 15 Jahren nach dem Wiedereinstieg in eine Teilzeitbeschäftigung weniger als 60% der Mütter auf Vollzeit aufstocken. Institutionelle Rahmenbedingungen wie die Familienpolitik scheinen einen gravierenden Einfluss auf die Geschwindigkeit dieses Aufstockens zu haben: Die Einführung des Elterngeldes sowie die Initiierung des Aufbaus von Kindertagesstätten in den letzten 10 Jahren sollte die baldige und umfassende Rückkehr der Mütter in den Arbeitsmarkt fördern. Unsere Analysen deuten jedoch darauf hin, dass diese politischen Maßnahmen zwar den frühen nachgeburtlichen Wiedereinstieg von Müttern begünstigen, danach jedoch zu einer deutlich niedrigeren Aufstockungsrate von Teilzeit auf Vollzeit führen, welche sich nicht durch das Alter des Kindes erklären lässt.

M

Mothers to be without a partner - current data on a German-wide documentation on issues raised by single women in fertility counseling

Birgit Mayer-Lewis (Universität Bamberg), Petra Thorn, Tewes Wischmann (UniversitätsKlinikum Heidelberg), Maren Schick (UniversitätsKlinikum Heidelberg)

What is known already Delaying child birth is a common phenomenon in many industrial countries. In Germany in 2015, 51% of all first-time-mothers were 30 years or older. In order to fulfil their wish for a child, an increasing number of women decide to build a family even though they lack a partner. So far, there is only little international data regarding women considering solo motherhood and there are no studies in Germany. Study design, size, duration after the development of evaluation instruments, a first German-wide online assessment of counselling sessions was carried out between 2015 and 2017. The study included 517 valid documentations from psychosocial fertility counsellors and 197 feedback forms from women and men with the desire for a child who took up professional counselling. Participants/materials, setting, methods The study was conducted in cooperation between the State Institute for Family Research at the University of Bamberg, the Institute of Medical Psychology at Heidelberg University Hospital and the German Society for Fertility Counselling. Data was collected via an online questionnaire addressed to all German professionals offering psychosocial fertility counselling and to all men and women who sought counselling. Main results and the role of chance In 26% of all counselling sessions with individuals (n=282), women stated that childlessness was the result of a lack of partner. These women were aged between 26 and 48 yrs. with a mean age of 38 yrs. 79% of them planned pregnancy with the assistance of medical treatment and sperm donation. Though most intended to use sperm donation only, approx. 5% already had concrete plans for using either both egg and sperm donation or solely embryo donation. Nearly 14% of the women who had already worked out concrete plans for using reproductive assistance, or had already started treatment, took advantage of treatment possibilities abroad. However, during counselling, nearly 33% of all single women discussed the possibility of treatment abroad. 61% of all women without partner were interested in specific forms of medical treatment of which 33% were egg or embryo donation and 2.5% social freezing. The most important issues during counselling were as follows: 84% managing future parenthood; 75% managing emotional distress; and 61% information regarding legal regulations. This data shows the need for comprehensive counselling addressing both current (such as legal information and emotional distress during treatment) and future issues (such as parenting a child after donor conception).

Arbeitsmarktbeteiligung beim Übergang ins Rentenalter: Theoretischer Ansatz, Studiendesign und Analysepotenzial des Surveys „Transitions and Old Age Potential“ (TOP)

Andreas Mergenthaler (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Volker Cihlar (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Laura Konzelmann (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Frank Micheel (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Die fortschreitende Alterung der deutschen Bevölkerung wird den Arbeitsmarkt und die sozialen Sicherungssysteme in den kommenden Jahren vor vielfältige Herausforderungen stellen. Um angesichts dieses Bevölkerungswandels empirisch belastbare Daten zu Lebenssituation und -plänen sowie zu den Potenzialen älterer Menschen zu gewinnen, führt das BiB den Survey „Transitions and Old Age Potential“ (TOP) durch. Es handelt sich dabei um eine Stichprobe aus der deutschsprachigen Wohnbevölkerung der Jahrgänge 1942 bis 1958, die im Jahr 2013 zum ersten Mal telefonisch befragt wurden (CATI, N=5.002). In 2016 konnten 2.501 Personen erneut interviewt werden, eine dritte Welle ist für das Jahr 2019 geplant. Den thematischen Schwerpunkt von TOP bilden die Übergänge in den Ruhestand und verschiedene Aspekte der Arbeitsmarktbeteiligung, insbesondere im Rentenalter. Um die Bedeutung individueller Entscheidungsprozesse für Erwerbstätigkeit im Rentenalter abzubilden, wurde im Rahmen von TOP ein Handlungsmodell in Anlehnung an Heckhausen und Gollwitzer (1987) entwickelt. Es handelt sich um ein modifiziertes Rubikon-Modell, das die Phasen des Abwägens, Planens, Handelns, Bewertens sowie den Austritt aus dem Arbeitsmarkt und die Möglichkeit eines erneuten Abwägens umfasst. Hierdurch wird dem potenziell zirkulären Charakter temporärer Erwerbstätigkeit im Rentenalter Rechnung getragen. Die Entscheidungsprozesse auf der Mikroebene sind sowohl in proximale (z.B. familiäre Situation oder betriebliche Rahmenbedingungen) als auch distale soziale Strukturen (z.B. Rentengesetzgebung) eingebettet, die Opportunitäten oder Restriktionen für die Verwirklichung einer Erwerbsabsicht bzw. die Fortführung einer Erwerbstätigkeit im Rentenalter darstellen. Das prozessuale Modell der Arbeitsmarktbeteiligung im Rentenalter wurde in der ersten

und vor allem in der zweiten Welle von TOP operationalisiert. Für jede Phase des Handlungsmodells wurden mehrere Items verwendet, um die Erwerbstätigkeit in dieser Lebensphase umfassend abbilden zu können. Im Vortrag werden die Instrumente des Fragebogens präsentiert und ihr Analysepotenzial hinsichtlich ausgewählter Fragestellungen beschrieben. Dabei wird deutlich, dass TOP sowohl einen Beitrag zur Grundlagenforschung leistet als auch Impulse für die politische Agenda setzt.

Welchen Einfluss hat eine Intention zum bürgerschaftlichen Engagement auf eine spätere Realisation? Empirische Befunde aus der TOP-Studie

Frank Micheel (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Die Intention zum bürgerschaftlichen Engagement im höheren Erwachsenenalter wird vor dem Hintergrund des demographischen Potenzials in der Gesellschaft als verhaltensbezogene Potenzialdimension diskutiert. Ob sich zu einem späteren Zeitpunkt aus diesem latenten ein tatsächliches Engagement manifestiert, wurde bislang kaum untersucht. Dieser Beitrag analysiert den vermuteten Ursache-Wirkungs-Zusammenhang anhand empirischer Daten. Daten und Methoden: Datengrundlage ist die Panelstudie „Transitions and Old Age Potential“ (TOP) mit zwei Befragungswellen aus den Jahren 2013 und 2016. Die Studienteilnehmerinnen und -teilnehmer sind zwischen 1942 und 1958 geboren. Das Sample beinhaltet 1.128 Personen, die zur ersten Befragungswelle keine bürgerschaftliche Aktivität (freiwilliges oder ehrenamtliches Engagement) ausübten. Diese wurden befragt, ob ein Interesse daran bestünde, in Zukunft bürgerschaftlich aktiv zu werden. Im nächsten Schritt wird geprüft, inwiefern ein bekundetes Interesse in Welle 1 mit einem tatsächlichen Engagement in Welle 2 korrespondiert. Dieser Haupteffekt wird in binär-logistischen Regressionsanalysen für persönliche, ressourcenbasierte und sozio-demographische Merkmale sowie für vergangenes Engagement kontrolliert. Ergebnisse: Von den Personen, die in Welle 1 eine Intention äußerten, war in Welle 2 jede vierte Person bürgerschaftlich aktiv. In der Vergleichsgruppe (keine Intention) war dagegen jede achte Person engagiert. Unter Berücksichtigung der o. a. Kontrollvariablen blieb der statistische Effekt in seiner Stärke stabil (Average Marginal Effects (AME)=0,10; 95%-KI: 0,05-0,15). Bürgerschaftliches Engagement in der Vergangenheit zeigte ebenfalls einen statistisch auffälligen Effekt (AME=0,08; 95%-KI: 0,04-0,13). Implikationen: Die Intention zu bürgerschaftlichem Engagement bildet hinsichtlich einer späteren Realisation einen zuverlässigen Prädiktor ab. Dieser Befund unterstreicht die Relevanz des potenziellen bürgerschaftlichen Engagements innerhalb des Diskurses über die Gestaltung der demographischen Entwicklung in Deutschland. Für die Praxis lässt sich ableiten, dass die Bereitschaft zu einem Engagement erkannt und daraufhin gefördert werden sollte, um die Potenziale einer älter werdenden Gesellschaft zu entfalten.

N

GGP Push-to-Web Experiment in Deutschland: Darstellung des Projekts und erste Ergebnisse

Robert Naderi (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Martin Bujard (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Detlev Lück (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Norbert F. Schneider (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Almut Schumann (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Die Umfrageforschung in Deutschland und anderen Ländern ist schon seit längerem mit dem Problem sinkender Teilnahmebereitschaft konfrontiert. Bei Panelstudien kommt noch die Frage hinzu, wie man gewonnene Probanden mittel- und langfristig halten kann. Beides stellt vor allem eine Schwierigkeit bei ausführlichen und damit zeitlich herausfordernden familiendemografischen Befragungen mit detailreichen, teils intimen Aspekten dar. Das hier vorzustellende Experiment wurde im Jahr 2018 im Rahmen des Generations and Gender Programmes (GGP) durchgeführt. In diesem Programm wird der gleichnamige Survey (GGS) organisiert. Der inhaltliche Fokus, der auch im Experiment vollständig abgebildet wird, liegt auf familiendemografisch relevanten Merkmalen, Ereignissen und Entscheidungsprozessen sowie damit verbundenen Einstellungen. Die experimentelle Pilot-Studie wurde in Deutschland, Kroatien und Portugal durchgeführt. In allen drei Ländern werden ein CAPI und ein sequentielles mixed-mode (push-to-web) Design verfolgt, mit dem Ziel des Vergleichs zwischen diesen Ländern. Für die deutsche Befragung sind noch verschiedene Incentive-Strategien implementiert

worden: a) ohne Incentivierung, b) 5 Euro unconditional pre-paid, c) 5 Euro conditional post-paid, d) 5 Euro pre-paid plus 25 Euro post-paid, e) 30 Euro post-paid.

Ziele dieses Vortrags sind: 1) Die Vorstellung des im Jahr 2018 durchgeführten GGP Push-to-Web Experiments in Deutschland, unter Berücksichtigung der Einbettung in das internationale Generations and Gender Programme. 2) Die Präsentation von Ergebnissen für Deutschland, was die Beteiligung in Web versus Face-to-Face Modi, differenziert nach unterschiedlichen Incentive Gruppen, betrifft. 3) Es werden Ergebnisse gezeigt, ob und inwieweit es Unterschiede bestimmter Merkmale der Befragten je nach Modi und Incentive gibt.

Wohnlage als Risikofaktor für fragile funktionale Gesundheit in der zweiten Lebenshälfte

Sonja Nowossadeck (Deutsches Zentrum für Altersfragen), Anja Cengia (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Das Konzept der funktionalen Gesundheit verbindet die physische und psychische Gesundheit von Menschen mit der Fähigkeit, den Alltag zu bewältigen und am sozialen Leben teilzuhaben. Gute funktionale Gesundheit ist daher wesentlich für ein selbstständiges Leben im höheren Alter. Neben individuellen Einflussfaktoren wie Alter, Geschlecht und Sozialstatus werden auch Einflüsse des Wohnumfeldes auf die funktionale Gesundheit beschrieben. Da Ältere viel Zeit in ihrem Wohnumfeld verbringen, ist für sie ein eigenständiger Einfluss des Wohnlage auf die funktionale Gesundheit zu vermuten. Der Beitrag zeigt diesen Einfluss auf das Risiko, zur Personengruppe mit einer fragilen funktionalen Gesundheit zu gehören. Daten und Methode: Verwendet werden Querschnittsdaten des Deutschen Alterssurveys (DEAS) 2014 (n=6.002). Der DEAS ist ein bevölkerungsrepräsentativer Quer- und Längsschnittsurvey der Bevölkerung ab 40 Jahren. Die funktionale Gesundheit wird gemessen mit dem SF-36-Modul zur körperlichen Funktionsfähigkeit (Summenscore zwischen 0 und 100 Punkten). Die Personengruppe mit fragiler funktionaler Gesundheit wird definiert für einen Score unter 40 Punkten. In ein logistisches Regressionsmodell zur Zugehörigkeit zu dieser Risikogruppe werden individuelle Faktoren (Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, ausgewählte Erkrankungen) und ein Wohnumfeldindikator (subjektive Einschätzung der Wohnlage durch den Interviewer) einbezogen. Ergebnisse und Diskussion: Frauen, Personen der ältesten Altersgruppe und mit niedrigem Bildungsgrad sind mit höherer Wahrscheinlichkeit Teil der Risikogruppe. Gleiches gilt für Personen, die eine Erkrankung an Arthrose oder Herzinsuffizienz angeben. Neben diesen individuellen Faktoren beeinflusst auch die Wohnlage die Zugehörigkeit zur Risikogruppe: Verglichen mit Personen, die in gehobenen Wohnlagen leben, haben diejenigen in mittleren oder einfachen Wohnlagen auch unter Kontrolle individueller Faktoren ein höheres Risiko für eine fragile funktionale Gesundheit. Die Befunde zeigen somit, dass neben individuellen Faktoren auch die Wohnlage die funktionale Gesundheit im mittleren und höheren Alter beeinflusst. Die Prävention von funktionalen Einschränkungen muss daher auch Verbesserungen im Wohnumfeld, besonders auch in benachteiligten Wohnlagen, beinhalten.

Wenn Paare sich uneins sind: Divergierende Zusammenzugsintentionen und deren Folgen für den weiteren Partnerschaftsverlauf

Richard Preetz (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg)

Annähernd jede Partnerschaft beginnt heutzutage mit einer Phase des „living apart together (LAT)“, dem Leben in getrennten Haushalten. Trotz der andauernden Debatte über das Leben in getrennten Haushalten als dauerhaft alternative Partnerschaftsform zu Kohabitation und Ehe, belegen bisherige Befunde den transitorischen Charakter von LAT-Partnerschaften. Dementsprechend steht die grundsätzliche Frage im Raum, warum sich Partnerschaften nach der Anfangsphase des „living apart together“ institutionalisieren oder auflösen. Bisherige Studien zu LAT-Paaren beschränken sich zumeist auf die Beschreibung spezifischer Charakteristika sowie auf strukturelle Merkmale der Erwerbstätigkeit, Bildung oder Wohnentfernung. Die vorliegende Studie erweitert diesen Blick, indem erstmalig ein dyadisches Studiendesign gewählt wird, bei dem Informationen beider Partner berücksichtigt werden. Dabei stehen die Intentionen beider Partner bezüglich einer gemeinsamen Haushaltsgründung innerhalb der nächsten 12 Monate im Mittelpunkt des Interesses. Ausgehend von der Kombination der Theorie des geplanten Verhaltens und dem lebenslauftheoretischen Ansatz der „linked

lives“ wird die Frage beantwortet, welche Folgen divergierende Zusammzugsintentionen für den weiteren Partnerschaftsverlauf haben? Weiterhin stellen sich die Fragen, welcher Partner über mehr Entscheidungsmacht verfügt und sich durchsetzen kann und inwiefern es Unterschiede zwischen verschiedenen Alters- bzw. Lebensphasen gibt? Mit Hilfe der Wellen 1-9 (2008-2016) des Deutschen Beziehungs- und Familienpanels (pairfam) werden 983 LAT-Paare der Altersgruppen 18-24; 25-35 und 36-44 mit Hilfe der multinomialen zeitdiskreten Ereignisanalyse der konkurrierenden Zielzustände (1) in LAT, (2) Zusammenzug und (3) Trennung untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass sich rund 20% aller Paare nicht einig über einen Zusammenzug innerhalb der nächsten 12 Monate sind. Grundsätzlich ist die Einigkeit beider Partner der stärkste Prädiktor für einen Zusammenzug. Während im jungen Erwachsenenalter die Intentionen beider Partner einen signifikanten Einfluss ausüben, verliert die Intention des Mannes im weiteren Lebensverlauf jegliche Bedeutung. Es ist die Intention der Frau, welche maßgeblich für einen Zusammenzug oder eine Trennung verantwortlich ist. Eine mögliche Erklärung dafür bietet die Entscheidungsregel „sphere of interest“, bei der derjenige Partner mehr Entscheidungsgewalt besitzt, der stärker vom Ergebnis des Entscheidungsprozesses betroffen ist. Qualitative Studien zeigen, dass Frauen aufgrund der immer noch zumeist traditionellen Hausarbeitsaufteilung eine solch stärkere Betroffenheit wahrnehmen. Weiterhin steigern Kinder aus vorherigen Partnerschaften, welche zumeist bei den Frauen leben, die Betroffenheit der Zusammzugsentscheidung ebenfalls, da damit die Gründung einer Stieffamilie einher

S

Children, Integration Courses and Attitudes Towards Future Labor Market Participation of Refugee Mothers in Germany

Christina Samper Mejia (Hertie School of Governance)

Germany has received a large amount of people in search for refuge the past few years. Despite the flows being highly male dominated, numerous women have arrived as well. Most of them have arrived as part of a family unit and many have arrived with children or have had a child around their time of arrival (Gambaro et al, 2018). It is known that having children and especially small children can inhibit women's labour market participation, especially in the cases of large families, when family formation has kept women out of the labour market for a long time, or when this additionally interacts with negative attitudes towards maternal employment (Gauthier et al, 2016). In the case of refugee women, barriers will be even higher due to the sudden exposure to a new culture. Labour market participation is very important for women's integration and also the future integration of their children (Milewski, 2013). For refugees, integration courses have been made available and should be a first step to facilitate future labour market as integration. To get women to participate, many of these courses include childcare facilities. Studies so far have found very positive results for those who participate in the integration course (Shuller et al, 2011; Worbs & Baraulina 2017) still however little is known about how the participation and results of the courses are related to gender role attitudes, family formation behaviour and future employment expectations for the most recent cohorts of refugees. Using the 2016 Refugee Sample of the German Socio Economic Panel, looking at women who arrived since 2013, in this paper we would like to investigate (1) how differences in the family and employment biographies of female refugees, as well as in their gender role attitudes have so far determined their participation in integration programs and (2) how the participation in integration programs relate to women's future expectations to participate in gainful employment in Germany. This data so far does not allow us to study concrete labour market behaviour, but from an attitude-behavioural framework (Fishbein & Ajzen 1975) we know that under favourable circumstances, attitudes are the best predictors for future action; so this would be a first step to understand in what measure family life affects female refugees' labour market participation prospects. Preliminary findings show positive gender role attitudes and, previous employment experience, predict high participation in integration courses. Children and in particular young children can highly inhibit participation. As for attitudes on future employment, especially being in an integration course at the time of interview predicts positive attitudes towards employment.

Berlin's life expectancy differences are larger than among German states

Torsten Sauer (Universität Rostock)

Study background: Despite Germany's requirement in its constitution that the federal government should provide "equivalent living conditions throughout the federal territory", there are large differences among the German states. Research Questions: How different can life expectancy be in a single city and why? Data and methods: Aggregate data were obtained for the years 2013-2017 from the statistical office of the city of Berlin. Death counts and population estimates were provided in age-groups. We pooled data for the five years to avoid random fluctuations in the estimation of age(-group) specific death rates. In our preliminary analysis, we applied standard life table methods to estimate life expectancy. Results: Our preliminary analysis shows that differences in life expectancy within the city of Berlin are larger than among German states. Women in Berlin's Charlottenburg-Wilmersdorf district live 0.75 years longer than in Baden-Württemberg, the state with highest life expectancy in Germany, whereas in Neukölln life expectancy is more than a half a year lower than in Saarland, the state in Germany with lowest life expectancy for women. A preliminary decomposition by age illustrates that the reason why, for instance, Neukölln performs poorly for women and men is relatively high old-age mortality. Main conclusions / future steps: First, we want to corroborate our results methodologically by using modern smoothing techniques (P-Splines, TOPALS) to eliminate the chance that our results were spurious due to small sample size. Second, we want to investigate which macro factors (e.g., unemployment rate) might play a crucial role in tracking down the reasons for the large life expectancy differences.

The healthy cross-sectional average length of life (HCAL)

Markus Sauerberg (Österreichische Akademie der Wissenschaften)

In der jüngsten Vergangenheit haben Indikatoren, die die Anzahl der in Gesundheit (bzw. mit gesundheitlicher Beeinträchtigung) verbrachten Lebensjahre messen, zunehmend an Bedeutung gewonnen. Diese Maßzahlen wurden insbesondere entwickelt um die Frage zu beantworten, ob die steigende Lebenserwartung mit einer Zunahme gesunder Lebensjahre einhergeht oder ob es zu einem Anstieg kranker Lebensjahre kommt. Daher werden sie nicht nur in der Forschung diskutiert, sondern haben auch in der Gesundheitspolitik einen hohen Stellenwert erlangt. Die am weitesten verbreitete Methode zur Berechnung der gesunden Lebensjahre ist Sullivan's Methode, bei der die gelebten Personenjahre einer Periodensterbetafel mithilfe von Prävalenzdaten aus Surveys in verschiedene Gesundheitszustände unterteilt werden. Die Periodensterbetafel basiert jedoch auf Inzidenzdaten (Sterberaten) und generiert darauf aufbauend eine synthetische Kohorte. Demzufolge passt sie konzeptuell nicht zu den Prävalenzdaten aus einer Querschnitterhebung. Dieses Problem ist altbekannt, aber wird weitestgehend nicht beachtet. Ein konzeptuell besser geeigneter Indikator für die Lebensjahre ist das „Cross-Sectional Average Length of Life“ (CAL). CAL zum Zeitpunkt t bezieht sich auf das Überleben von Alter Null bis zu dem letzten erreichten Alter in t aller Kohorten, die in t am Leben sind. CAL spiegelt daher die tatsächliche Kohortenmortalität wider, so wie auch die Prävalenzen den Gesundheitszustand der Kohorten widerspiegeln. Das Ziel dieses Papers ist es, einen neuen Gesundheitsindikator auf Basis von CAL zu entwickeln: Das „Healthy Cross-Sectional Average Length of Life“. Dazu werden die kohortenspezifischen Prävalenzen verwendet, um das gesamte Überleben in gesundes bzw. beeinträchtigtes Überleben zu unterteilen. Anhand der Kohortensterbetafeln von destatis und den Prävalenzen für körperliche Beeinträchtigungen (GALI) aus dem EU-SILC wird (H)CAL für die Jahre 2005 bis 2016 getrennt nach dem Geschlecht berechnet. Für denselben Zeitraum werden außerdem Periodenlebenserwartungen bzw. Gesundheitserwartungen bei Geburt mit der klassischen Sullivan-Methode geschätzt. Da die Gesundheitsdaten für beide Maßzahlen dieselben sind, kann der isolierte Effekt des Konzepts (CAL vs. Periodensterbetafel) verglichen und diskutiert werden.

Infertility, infertility treatment and relationship quality

Claudia Schmiedeberg (Universität München), Laura Castiglioni (Deutsches Jugendinstitut)

Recently, impaired fertility and fertility treatment have become more and more of an issue in society. Passet-Wittig et al. (2016) estimate prevalence rates of about 7% of adults of the birth cohorts 1981-

1983 and 1971-1973 in Germany, whereas temporary infertility appears to be higher, at 20-30% (Brähler, Stöbel-Richter, Huinink & Glander, 2001). Infertility treatment has been on the rise in recent decades: the number of institutes registered in the German IVF registers increased from 103 in 2000 to 130 in 2015, and the number of women in fertility treatment rose from 38,442 to 57,998 (Blumenauer et al., 2016). Research has shown that infertility treatment is associated with high levels of stress, in particular when treatment is not successful (Greil, Slauson-Blevins, & McQuillan, 2010). Regarding effects of infertility and infertility treatment on partner relationships, evidence is inconclusive (Luk & Loke, 2015). One reason for these inconclusive findings may be that most of the studies are based on infertile couples only or even on clinical samples of couples seeking infertility treatment. While this kind of research may be valuable for identifying differences between infertile couples, e.g. regarding coping strategies or motivational factors, they cannot identify effects of infertility or infertility treatment on relationship quality. Some cross-sectional studies comparing fertile and infertile couples find lower relationship quality among infertile couples. However, unobserved heterogeneity cannot be ruled out and hence it is not possible to clear, whether low relationship quality is a cause or consequence of impaired fertility or fertility treatment. Additionally, the assumption that results on psychological effects of treatments can be generalized beyond the context where data were collected is questionable. The cultural context and regulations on access to fertility treatments affect the decision to pursue a therapy are likely to affect the decision whether to embark into fertility treatments likely and can increase or decrease the pressure about achieving a pregnancy. To fill this research gap we conduct regression analyses based on data from the German Family Panel pairfam. We investigate whether relationship quality is affected by a couple's infertility and infertility treatment, respectively. The pairfam data are well-suited for our purpose as respondents are asked annually whether either partner is infertile and whether they use infertility treatments such as, for instance, in-vitro or micro-fertilization (IVF/ICSI) and intrauterine insemination. In addition, various indicators of relationship quality, such as relationship satisfaction, conflict frequency, and conflict style, are available in the data. Preliminary results point to negative effects of infertility and mixed effects of infertility treatment on relationship quality.

Familien als Intermediäre zwischen Wohngebiet und kindlichem Wohlbefinden. Eine empirische Überprüfung der Theorie konzentrierter Benachteiligung und relativer Deprivation

Jasmin Schmitt (Ruhr-Universität Bochum)

Der Beitrag nimmt Wohngebiete und Familien als soziale Kontexte in den Blick und fragt nach ihren Effekten auf das kindliche Wohlbefinden. Kindliches Wohlbefinden ist ein breit gefasster, mehrdimensionaler Begriff, der im Beitrag über externalisierende und internalisierende Verhaltensstärken und –schwächen des Kindes abgebildet wird. Es liegen zwar Studien vor, die für Kinder günstige und ungünstige Wohngebietsmerkmale aufdecken, doch es mangelt an Forschung, die Familien als Intermediäre in den Blick nimmt und analysiert, ob Wohngebietseffekte zwischen Familien variieren. Aktuelle Forschungsergebnisse legen nahe, dass Familien mit hoher Ressourcenausstattung negative Wohngebietseffekte auf das kindliche Wohlbefinden kompensieren. Entsprechend wird gefordert, die Diversität von Familien in ihren Ressourcen und in ihrem Umgang mit Wohngebietsmerkmalen stärker zu berücksichtigen. Gemäß der Theorie konzentrierter Benachteiligung entscheiden die familiären Ressourcen, ob negative Effekte von benachteiligten Wohngebieten durch den Rückgriff auf Ressourcen aus privilegierten Gebieten abzuschwächen oder abzuwenden sind. Eltern mit hohem sozioökonomischen Status hätten mehr Möglichkeiten als Eltern mit wenigen Ressourcen, deren Kinder daher eher auf das eigene, benachteiligte Wohngebiet begrenzt seien. Während diese Theorie die stärksten negativen Effekte auf das Wohlbefinden für Kinder aus armen Familien in armen Wohngebieten vermutet, lässt die Theorie relativer Deprivation dies für Kinder aus armen Familien in nicht-armen Wohngebieten erwarten. Ausgangspunkt ist hier die sozialpsychologische These, dass Personen sich im Vergleich zu anderen Personen bewerten. Der Vergleich der eigenen familiären Armuts-lage mit der Lebenslage der nicht-armen Nachbarschaft, beeinträchtigt das kindliche Selbstwertgefühl und Wohlbefinden. Der Beitrag prüft die gemeinsame Annahme beider Theorien, dass Wohnge-

bietseffekte zwischen Familien mit unterschiedlichem Einkommen variieren und vergleicht die Erklärungskraft beider Theorien. Grundlage der empirischen Analyse bildet der Datensatz aus dem Projekt „Kein Kind zurücklassen! Kommunen in NRW beugen vor“, der umfassend über kindliches Wohlbefinden und Bedingungen des Wohngebiets und der Familie informiert. Individualdaten von mehr als 4.000 Familien mit minderjährigen Kindern aus knapp 130 Stadtteilen liegen vor. Statistische Daten auf Stadtteilebene sind dem Datensatz zugespielt und ermöglichen den Test von Individual-, Kontext- und Moderationseffekten mit Mehrebenenanalysen.

Changes in parent-child-contact in later life-transitions into cohabitation

Florian Schulz (Universität Bamberg)

Changes in parent-child-contact in later life-transitions into cohabitation Background Life-course transitions in later life have serious consequences for the economic and social situation, and the well-being of the individuals involved. We add to the literature by studying the hitherto underexposed process of new cohabitation following divorce or widowhood in later life. Objective: Our study examined changes in contact frequency between European parents aged 50+ and their adult, non-resident children when parents are moving together with a new partner. We analyzed gender differences and the development of contact patterns before and after the transition .Methods: We used longitudinal data from the Survey of Health Ageing and Retirement in Europe from 18 countries to track changes in contact frequency as linear functions of time before and after cohabitation for 121 women and 127 men, who entered cohabitation during the observation period. We estimated random-intercept models, accounting for between- and within-family variation in contact frequency. The control sample of continuously married respondents and persons who lived alone after having experienced the end of marriage comprised 10.291 women and 6.922 men. Results: The results are preliminary as our research is work in progress at the time of submission. Already stable findings showed that entering cohabitation decreased parent-child-contact for both women and men. Further, we found a gender convergence in contact frequency over time: whereas women reduced their contact frequency, men slightly increased theirs. Conclusion: Our findings have implications for the (social) well-being of older parents and for intergenerational relationships. We broaden the picture of life course transitions and their consequences in later life. In particular, we showed that, although affected by union formation of parents, especially contacts between fathers and their adult children are much more resilient than previously expected. Contribution: Our study is the first to analyze contact frequency in the course of cohabitation in later life longitudinally.

Gibt es eine neue Phase der Suburbanisierung in Deutschland? Eine Analyse der Binnenwanderung und Mietpreisentwicklung von 1991 bis 2016

Nico Stawarz (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Nikola Sander (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Harun Sulak (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Binnenwanderung und deren Einfluss auf die Verteilung der Bevölkerung in urbanen und ländlichen Räumen ist ein zentrales Thema der demographischen Forschung. Vor dem Hintergrund steigender Mietpreise, insbesondere in den Städten, rückt das Thema Wanderung zwischen Stadt und Land zudem auch wieder stärker in den Fokus von Politik und Öffentlichkeit. Es gab bisher allerdings nur wenige wissenschaftliche Untersuchungen darüber, wie sich die Binnenwanderung, nach einer Phase der Suburbanisierung in den 1990er Jahren und anschließender Reurbanisierung in den 2000er Jahren, entwickelt hat. Ziel dieses Beitrags ist die Analyse der Trends der Binnenwanderung seit der Wiedervereinigung. In einem ersten Schritt widmen wir uns den Binnenwanderungsmustern für den Zeitraum 1991 bis 2016 mittels deskriptiver Statistik und visuell-explorativer Datenanalyse. In einem zweiten Schritt verwenden wir Fixed Effects Gravity Panel Models um den Zusammenhang zwischen Binnenwanderung und Mietpreisen sowie anderen sozio-ökonomischen Einflussfaktoren zu analysieren. Als Datengrundlage werden Wanderungsmatrizen und Mietpreisdaten (Angebotsmieten) auf Ebene der Kreise verwendet, die vom BBSR hinsichtlich der Gebietsregisterreformen harmonisiert wurden. Erste Ergebnisse verdeutlichen, dass sich seit 2009 die Wanderungsverluste der ländlichen Räume reduziert haben und einige ländlich geprägte Kreise seit 2012 sogar Bevölkerungsgewinne

verzeichnen können. Demgegenüber, finden sich in den Städten seit 2011 geringere Bevölkerungsgewinne als in den Jahren zuvor. Für 2014 und 2015 ist sogar eine im Durchschnitt negative Nettowanderung für die Städte zu konstatieren. Zudem zeigen erste Analysen einen signifikanten Einfluss der Mietpreise auf das Wanderungsgeschehen.

Wie „gleich“ sind Schulwege in Deutschland?

Ingrid Stöhr (Leibniz-Institut für Bildungsverläufe e.V.), Corinna Krämer (Leibniz-Institut für Bildungsverläufe e.V.)

Sinkende Schülerzahlen haben in den letzten Jahren insbesondere in Ostdeutschland zu Schulschließungen und Zusammenlegung von Schulen geführt. Dieser Trend wird sich laut Prognosen der Kultusministerkonferenz in den westdeutschen Flächenstaaten voraussichtlich bis 2025 fortsetzen. In der Folge verstärken sich bereits bestehende regionale Disparitäten im Schulangebot. So weist auch der Nationale Bildungsbericht 2016 aus einer institutionellen Perspektive auf die nach Schultyp und Kreistyp in ihrer Größe erheblich variierenden Einzugsbereiche von Schulen hin. Wie sehen jedoch die Schulwege in Deutschland aus einer individuellen Perspektive aus? Zieht man in Betracht, dass der Schulweg am Übergang in die Sekundarstufe für Eltern ein wichtiges Entscheidungskriterium bei der Wahl des Schultyps darstellt, sind zunächst die potentiellen Schulwege zu den verschiedenen Schulooptionen von Interesse. Welcher Schultyp liegt am nächsten? Oder wie viele Kilometer sind es bis zum nächsten Gymnasium? Gleichfalls lässt sich fragen, welches Angebot an Schulen in der Umgebung verfügbar ist, etwa im Umkreis von fünf, zehn, 20 oder 50 Kilometern? Und welche Unterschiede an Zugangsmöglichkeiten zu Bildung und damit an Chancengleichheit gibt es, in Abhängigkeit davon, wo Schülerinnen und Schüler leben? Der tatsächliche Schulweg ist dann insbesondere vor dem Hintergrund der aus der Literatur zur Arbeitsmobilität bekannten, negativen Konsequenzen tagtäglicher Mobilität von Bedeutung. So stellt sich die Frage, wie lange die Strecken zwischen dem Wohnort der Schülerinnen und Schüler und dem Ort ihrer Schule überhaupt sind? Welche Möglichkeiten der Gestaltung des Schulwegs – ob Auto, öffentliche Verkehrsmittel, Fuß- oder Fahrradwege – lassen sich bei der Berechnung der Distanzen berücksichtigen? Und gibt es Hinweise, dass Schulwege als messbare Länge im Sinne der Entfernung systematisch variieren – zwischen Regionstypen oder aber auch zwischen sozialen Gruppen? Grundlage der Auswertungen bilden Daten der Startkohorte 3 des Nationalen Bildungspanels (NEPS), die im Rahmen eines Pilotprojekts um Distanzmaße zwischen adressengenaum Wohn- und Schulort bzw. potentiell vorhandenen Schulen in verschiedenen räumlichen Umkreisen angereichert werden. So kann ausgehend vom Wohnort der befragten Schülerinnen und Schüler der individuelle Schulweg sowie die individuelle Angebotsstruktur erfasst und regional kategorisiert werden.

Kann Alter eine moralisch relevante Kategorie sein?

Elmar Stracke (Hertie School of Governance)

Kann Alter eine moralisch relevante Kategorie sein? Altersversorgungs- und Altersvorsorge-Systeme sind semantisch und meist auch faktisch an „Alter“ gekoppelt. Dem Lebensabschnitt des Alters, behelfsmäßig bemessen durch das kalendarische Alter, wird eine besondere Position zugeschrieben, welche eine Ungleichbehandlung gegenüber der nicht-alten Bevölkerung legitimiert: beispielsweise um einemangelnde Arbeitsfähigkeit oder Versorgungsautonomie der älteren Menschen auszugleichen. Die Legitimität oder gar Notwendigkeit dieser Ungleichbehandlung ist eine zentrale Annahme von Sozialstaaten mit dezidierten Alterssicherungssystemen. Schon allein aufgrund der strukturellen Konsequenzen der Unterscheidung (Verhalten der Menschen, sobald sie als alt gelten), lohnt es sich ihre Begründung stärker zu beleuchten. Daher soll im auf dem Poster zu präsentierenden Kapitel des Dissertationsvorhabens gefragt werden, ob Alter wirklich eine moralisch relevante Kategorie ist oder zumindest sein kann. Dazu wird ein Kriterium der moralischen Relevanz vor der Folie des modernen Sozialstaats und unter Einbezug von politischer Theorie und Soziologie hergeleitet, was sich in Schaubildern gut darstellen lässt. Denn sollte das Merkmal Alter sich nicht als moralisch relevant erweisen, hieße das, dass es aus moralischer Sicht nicht begründbar wäre, warum gewisse Elemente des Sozialstaats an Alter gekoppelt würden. Kurz: Das altersbezogene Rentensystem wäre zumindest ethisch

nicht zu halten. Wenn Alter gar nicht das ist, was unsere Moral herausfordert, so sind altersbezogene wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen zwangsläufig ineffizient, was in Zeiten demografischen Wandels und schwieriger Finanzierung der Rentensysteme zunehmend brisant ist. Dann müsste man genauer schauen, woran die Leistungen des Sozialstaates zu koppeln sind: Gesundheit, Leistung, Menschenwürde oder anderes – verschiedene Kategorien, die wir bisher näherungsweise über das kalendarische Alter zusammenfassen. Das Poster zeigt den Herleitungsweg der notwendigen Bedingung moralischer Relevanz von Alter: Die Unterscheidung von Gruppen ist legitim, sofern sie anhand von Merkmalen, die Menschen in ähnlicher sozioökonomischer Lebenslage zusammenfassen und deren Vorkommen auf die sozioökonomische Lebenslage einen moralisch relevanten unmittelbaren oder mittelbaren Einfluss hat, erfolgt. Fasst Alter wirklich Menschen in der gleichen oder zumindest einer ähnlichen Lebenslage zusammen? Dazu wird im zweiten Teil dieses Kapitels zusammenfassend der Forschungsstand aus vor allem Medizin und Soziologie zu Alter und Altern wiedergegeben. Lässt das (kalendarische) Alter hinreichende Rückschlüsse auf körperliche und geistige oder auf die soziale Lebenslage zu? Die abschließende Einschätzung Alters auf moralische Relevanz – die hinreichende Bedingung – folgt zu einem späteren Zeitpunkt, wenn die normativen Ziele des Sozialstaates und des Rentensystems sowie verschiedene Gerechtigkeitsprinzipien den Ergebnissen gegenübergestellt werden.

V

Stochastische Prognose demografischer Entwicklungen auf Basis von Hauptkomponentenanalysen. Exemplarische Anwendung anhand altersspezifischer Überlebensraten

Patrizio Vanella (Leipzig Universität Hannover)

Adequate forecasts of future population developments that are based on cohort-component methods demand an age- and sex-specific analysis; otherwise, the structure of the future population cannot be specified correctly. Age-specific demographic measures are both highly correlated and highly dimensional. Thus, a methodology that not only considers the correlations between the random variables but also reduces the effective dimensionality of the forecasting problem is needed: principal component analysis serves both purposes simultaneously. This study presents principal component analysis, from a mathematical-statistical perspective, to users from the field of population studies. Furthermore, important aspects of time series analysis, which are vital for an accurate stochastic forecast, are explained. The application is illustrated via the simultaneous projection of selected age- and sex-specific survival rates with projection intervals for Germany, Italy, Austria, and Switzerland.

Bildungsungleichheit im ländlichen Raum als Folge der demographischen Entwicklungen

Anja Vatterrott (Universität Rostock)

Der Beitrag betrachtet die Entwicklung der schulischen Bildungsversorgung in dünn besiedelten und von Abwanderung geprägten Räumen unter dem Blickwinkel der regionalen Differenzierung. Als Beispielregion dient dabei Mecklenburg-Vorpommern. Datenbasis sind die amtlichen Schulverzeichnisse der Jahre 2000-2017. In diesem Zeitraum hat die Anzahl der Schüler*innen an allgemeinbildenden Schulen im Bundesland um mehr als ein Drittel abgenommen. Von diesem Rückgang sind ländliche Gebiete noch einmal ungleich stärker betroffen als städtische. In den im Landesraumentwicklungsprogramm 2016 als besonders strukturschwach ausgewiesenen Ländlichen GestaltungsRäumen ist der Rückgang in den Schüler*innenzahlen im beobachteten Zeitraum mehr als doppelt so stark wie in den Stadt-Umland-Gebieten. Der Rückgang der Schüler*innenzahlen ging mit einer massiven Ausdünnung des Schulnetzes einher. Auch wenn es in den ländlichen Gebieten nicht zu überdurchschnittlich häufigen Schulschließungen gekommen ist, muss dieser Befund nach Schularten differenziert werden. Während in den städtischen Gebieten Regionale Schulen und Förderschulen vergleichsweise häufiger geschlossen wurden, war dies in den ländlichen Gebieten vor allem für Gymnasien der Fall. Hier stellt sich die Frage nach sich begründenden Bildungsungleichheiten durch einen erschwerten Zugang zu einer Gymnasialbildung für Schüler*innen in den ländlichen Gebieten durch Schulschließungen und verlängerte Schulwege. Ein gegenläufig zum Rückgang der öffentlichen Schulen zu beobachtender Trend zunehmender Schulen in freier Trägerschaft ist dabei kein Ausgleich für

die Schließungen und Zusammenlegungen öffentlicher Schulen im ländlichen Raum. Vielmehr stellt die Verteilung der Schulen in freier Trägerschaft eine weitere Dimension der Einschränkung der Schulwahl für Schüler*innen im ländlichen Raum dar, da die Schulen in freier Trägerschaft überproportional häufig in den Stadt-Umland-Gebieten angesiedelt sind.

W

Sozioökonomische Unterschiede in der Krebsinzidenz in Deutschland – Eine exemplarische Anwendung des German Index of Socio-Economic Deprivation (GISD)

Benjamin Wachtler (Robert Koch Institut), Lars Eric Kroll (Central Research Institute of Ambulatory Health Care in Germany), Jens Hoebel (Robert Koch Institut), Julia Fiebig (Robert Koch Institut), Thomas Lampert (Robert Koch Institut), Alexander Katalinic (Universität zu Lübeck), Benjamin Barnes (Robert Koch Institut), Klaus Kraywinkel (Robert Koch Institut)

Für Deutschland sind ausgeprägte regionale Unterschiede für verschiedene Gesundheitsindikatoren dokumentiert. Dabei kumulieren Gesundheitsprobleme häufig in den Regionen, in denen es größere soziale und ökonomische Probleme gibt. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, das Ausmaß regionaler sozioökonomischer Ungleichheiten in der Krebsinzidenz zu beschreiben. Aus dem gepoolten Datensatz des Zentrums für Krebsdaten (ZfKD) am im Robert Koch-Institut (RKI) wurden neu diagnostizierte Krebserkrankungen im Zeitraum 2010–2013 differenziert nach Altersgruppen und Geschlecht ermittelt und mit dem Bevölkerungsstand auf Kreisebene in Beziehung gesetzt. Einbezogen wurden 317 Landkreise und Städte, für die eine hinreichende Vollständigkeit der Krebsregister im Untersuchungszeitraum vorlag. Als Maß für regionale sozioökonomische Deprivation der Kreise diente der am RKI entwickelte "German Index of Socioeconomic Deprivation" (GISD). Altersstandardisierte Inzidenzraten wurden für alle Krebsneuerkrankungen und für einzelne Krebsdiagnosen geschätzt sowie nach Quintilen des GISD stratifiziert. Das Ausmaß absoluter und relativer sozioökonomischer Ungleichheit im Krebsrisiko wurde regressionsbasiert mithilfe des Slope Index of Inequality (SII) und Relative Index of Inequality (RII) ermittelt. In sozioökonomisch stärker deprivierten Regionen zeigte sich bei Männern eine erhöhte Krebsinzidenz (RII 95%-KI: 1.07-1.11), bei Frauen war die Inzidenz für die Gesamtgruppe aller Krebsdiagnosen dagegen ausgeglichen (RII 95%-KI: 0.95-1.02). Höhere Inzidenzraten wurden bei Männern in sozioökonomisch stärker deprivierten Regionen insbesondere für Lungen-, Mund- und Atemwegs-, Magen-, Nieren- und Blasenkrebs festgestellt. In besser gestellten Regionen waren die Inzidenzraten von Haut- und Schilddrüsenkrebs erhöht. Bei Frauen wiesen stärker deprivierte Regionen höhere Inzidenzraten für Nieren-, Blasen-, Magen-, Gebärmutterhals- und Leberkrebs sowie für Leukämien und Lymphome auf. In besser gestellten Regionen waren bei ihnen die Inzidenzraten von Haut-, Brust-, Eierstock- und Schilddrüsenkrebs erhöht.

Sozioökonomische Unterschiede im Krebsrisiko sind für eine Vielzahl von Krebsdiagnosen evident, wobei das Muster je nach Krebslokalisation variiert. Die kleinräumige Analyse kann Regionen mit erhöhtem Krankheitsrisiko und folglich erhöhtem Präventionspotenzial aufdecken. Der verwendete Index kann nicht nur für die Gesundheitsberichterstattung mit räumlich aggregierten Gesundheitsdaten. Er kann zudem auch zur Erklärung von räumlichen Unterschieden in Individualdaten eingesetzt werden.

Regionale Disparitäten im sozioökonomischen Mortalitätsgradienten in Deutschland, 2011-2017

Georg Wenau (Max-Planck-Institut für Demographische Forschung), Pavel Grigoriev (Max-Planck-Institut für Demographische Forschung)

Regionale Mortalitätsunterschiede werden zu einem Großteil durch kompositionelle Faktoren bestimmt. Auf Individualebene ist der sozioökonomische Status (SES) eine der wichtigsten Determinanten des Mortalitätsrisikos. Ein höherer SES ist dabei im Allgemeinen mit einer niedrigeren Sterblichkeit verknüpft. Folglich weisen Regionen mit einer vergleichsweise hohen Mortalität einen größeren Bevölkerungsanteil an sozioökonomisch benachteiligten Personen auf. Unzureichend beantwortet ist die Frage nach der Form des Zusammenhangs von SES und Mortalität. Sinkt die Sterblichkeit gleichermaßen mit jeder Stufe aufwärts in der sozialen Ordnung? Ausgehend von sozioökonomischen

Merkmale auf der Individualebene beleuchtet diese Studie die spezifische Form des SES-Mortalitäts-Zusammenhangs in Deutschland. Die Kernfrage lautet: Zeigen sich regionsspezifische Muster im sozioökonomischen Mortalitätsgradienten? Daten und Methoden: Die Studie basiert auf Individualdaten der Deutschen Rentenversicherung für männliche Rentner ab Alter 65. Die Daten beinhalten über 90% der Bevölkerung in dieser Altersgruppe. Die in den Rentenkonten gespeicherten Informationen lassen präzise Rückschlüsse auf das relationale Lebensarbeitseinkommen der Personen zu. Angaben zum Sterbedatum für bereits verstorbene Versicherungsnehmer können den Rentenwegfällen entnommen werden. Eine Verlinkung dieser Informationen auf Individualebene ist nun erstmals möglich geworden. Ausgehend vom Jahresendbestand im Jahr 2011 erfolgt ein 6-Jahres-Mortalitäts-Follow-up bis Ende 2017. Untersucht werden regionale Unterschiede im sozioökonomischen Mortalitätsgradienten auf der Ebene der 96 Raumordnungsregionen in Deutschland. Der jährliche Durchschnitt der persönlichen Rentenpunkte über die Lebensarbeitszeit (average annual Pension Points, aaPP) dient als Proxy für die relative sozioökonomische Position einer Person. Auf Grundlage eines Cox Proportional Hazards-Modells werden regionale Unterschiede im Zusammenhang von SES und Sterberisiko geschätzt. Der regionsspezifische Effekt von aaPP wird mit Hilfe von splines modelliert, um auch nicht-lineare Zusammenhänge abbilden zu können. Vorläufige Ergebnisse: Erste nicht-parametrische Schätzungen (Kaplan-Meier) zeigen signifikante regionale Unterschiede in der Sterblichkeit nach aaPP, Krankenversicherungsstatus (privat/gesetzlich) und Rentenart (Altersrente/Erwerbsminderungsrente). Multivariate Ergebnisse liegen zu diesem Zeitpunkt noch nicht vor. Angelehnt an die internationale Forschungsliteratur wird angenommen, dass der sozioökonomische Mortalitätsgradient auch in Deutschland regionsspezifischen Mustern folgt. Dabei sollten sich insbesondere die Überlebenschancen sozioökonomisch benachteiligter Gruppen regional unterschiedlich darstellen.

Ungültige ICD-Codes in der Todesursachenstatistik - Logik und Ergebnisse einer proportionalen Umverteilung

Annelene Wengler (Robert Koch Institut Berlin)

Auf Basis der Todesursachenstatistik berechnen wir im Rahmen des Projekts Burden 2020 – Die Krankheitslast in Deutschland und seinen Regionen – neben anderen Maßzahlen, die aufgrund frühzeitiger Sterblichkeit verlorenen Lebensjahre (YLL=years of life lost). Die YLLs sind die Differenz zwischen Todesalter und der weiteren durchschnittlichen Lebenserwartung einer Person. Sie werden für spezifische Todesursachen berechnet. Bei der Erfassung und Verarbeitung der Daten der Todesursachenstatistik kann es zu Fehlern kommen. Es treten in der Todesursachenstatistik sogenannte ungültige ICD-10-Codes auf, die nach der Systematik der Global Burden of Disease (GBD)-Studie keine ursächliche Todesursache beschreiben (Roth et al. 2018). Dies sind Ursachen, die nicht unmittelbar zum Tod führen (z.B. Herzinsuffizienz), Symptome von Erkrankungen (z.B. Rückenschmerzen), unplausible Ursachen (z.B. Prostatakrebs bei Frauen), unspezifische Ursachen (z.B. unspezifische Krebserkrankung) oder Folgeerkrankungen (z.B. Nierenversagen). Im Rahmen von Burden 2020 wollen wir für alle gültigen Todesursachen in Deutschland YLLs berechnen. Die ungültigen Codes der Todesursachenstatistik sollen dazu auf die gültigen Codes umverteilt werden. Zwei grundsätzliche Fragen stellen sich bei der Umverteilung der ungültigen Codes: A) Welche ICD-Codes können als ungültige Codes betrachtet werden? B) Auf welche Art und Weise wird umverteilt? Folgt man der Definition der GBD-Studie, sind in Deutschland etwas mehr als ein Viertel der ICD-Codes ungültig. Aktuell planen wir, diese Codes proportional, d.h. entsprechend der Verteilung gültiger Codes, umzuverteilen. Dies geschieht je nach Todesursache innerhalb von ICD-Haupt- und Untergruppen oder über den gesamten ICD-Katalog. Darüber hinaus stellen z.B. regressionsbasierte Umverteilungsverfahren Alternativen dar. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob eine Umverteilung von ungültigen auf gültige ICD-Codes der Todesursachenstatistik plausibel ist. Es soll darüber hinaus diskutiert werden, welche alternativen Umverteilungsverfahren gewählt werden können.

Mortalitäts-Follow-Up der NAKO Gesundheitsstudie – Eine erste Bilanz

Ronny Westermann (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Andrea Werdecker (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung), Ulrich Müller (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Mit der NAKO Gesundheitsstudie ist eine wichtige wissenschaftliche Infrastruktur geschaffen worden, welche über einen mindestens 10 bis 20 Jahren rund 200 000 Menschen zwischen 20 und 69 Jahren medizinisch untersucht und zu ihren Lebensgewohnheiten befragt. Mit dieser Studie sollen die Ursachen der wichtigsten Volkskrankheiten wie Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebs, Diabetes, Demenzerkrankungen und Infektionskrankheiten detailliert erforscht werden, um neue Strategien zur Vorbeugung, Früherkennung und Behandlung zu entwickeln. Ein Teilprojekt der NAKO Gesundheitsstudie ist das „Mortalitäts-Follow-Up“ dessen Zielsetzung die begleitende Vitalstatuserhebung aller Studienteilnehmer sowie die damit verbundene Erhebung und Analyse der Todesursachen bei den im Verlauf der Studie verstorbenen Probanden ist. Über die in der Todesursachenstatistik ausgewiesenen Variablen wie Alter und Geschlecht hinaus lassen sich hierbei zusätzliche Merkmale (z. B. Familienstand, berufliche Tätigkeit, Erkrankungen zum Zeitpunkt des Todes usw.) ermitteln und somit verstärkt Erkenntnisse zu Verlauf und Ursachen der Sterblichkeitsentwicklung sowie zur künftigen Vermeidung vorzeitiger Todesfälle gewinnen. Bis zum Ende der ersten Förderphase am 30.04.2018 wurde bereits bei den ersten 100.000 rekrutierten Studienteilnehmern die Vitalstatuserhebung durchgeführt. Bei allen bisher 428 verstorbenen Probanden wurde auch die Todesursachenerfassung umgesetzt. Dabei lassen sich drei sogenannte „Sterbetypen“ klassifizieren: 1) der Healthy-Volunteer, 2) Known-Exposure 3) High Risk. Mit diesem Beitrag sollen typische Todesursachenprofilen der NAKO Gesundheitsstudie dargestellt werden. Welche Aussagen lassen sich zur Verallgemeinerbarkeit bzw. Repräsentativität der ersten Studienergebnisse herleiten. Gibt es markante regionale Unterschiede bei den Todesursachenprofilen? Welche Herausforderungen ergeben sich aufgrund der multikausalen Todesursachenerfassung für das Mortalitäts-Follow-Up und der Einführung der aktuellen ICD-Klassifikation nach (ICD-11)?

Multiskalare Messung ethnischer Segregation im direkten Städtevergleich

Hinrich Wildfang (Universität Hamburg)

Segregation wird meistens monoskalar betrachtet, indem administrative Grenzziehungen zur Berechnung genutzt werden, was problematisch ist: Das Modifiable Area Unit Problem (MAUP), die ungenaue Definition des Sozialraums oder des Aktionsraums, die Über- bzw. Unterschätzung von Distanzen und die damit einhergehende ungenaue Darstellung der real existierenden räumlichen Formation, stellen große Einschränkungen bei der Analyse möglicher Effekte von Segregation dar. Denn Erklärungen der Wirkung von Kontext- und Nachbarschaftseffekten (und damit auch von Segregation) setzen meistens räumliche Nähe und Interaktion voraus. Kleinräumige georeferenzierte Daten ermöglichen eine konsistente Verknüpfung von theoretischen Erklärungsmodellen von Segregationseffekten, der theoriegeleiteten Operationalisierung des Kontextes bzw. der Untersuchungsraumeinheiten und der entsprechenden Methode zur Berechnung von Segregation. Mit ausreichend detailliertem Datenmaterial ist die Berechnung von Segregation mit Hilfe von egozentrierten Nachbarschaften auf Basis von Radien, k-nächsten Nachbarn oder anderen individuell festgelegten „Raum“-definitionen möglich. Dieser Beitrag stellt Ergebnisse zur ethnischen Segregation in Hamburg und Leipzig auf Basis eines, auf der k-nächsten Nachbarn Methode basierenden, multiskalaren Segregationsindizes vor. Diese wurden anhand der 100-Meter-Gitterdaten des Zensus 2011 unter Anwendung der multiskalaren Methode von Hennerdal/Nielsen (2017). berechnet. Die Ergebnisse zum Ausmaß der Segregation in den beiden Städten können mit dieser Methode direkt verglichen werden. Anschließend werden sie mit Operationalisierungen und Ergebnissen anderer Studien kontrastiert.

Z

Die Bedeutung der Distanz zur nächstgelegenen weiterführenden Schule für Disparitäten am Übergang in die Sekundarstufe II

Christina Zeichner (Leibniz-Institut für Bildungsverläufe e.V.), Melanie Fischer (Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg)

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Bedeutung räumlicher Faktoren bei der Erklärung sozialer Disparitäten in der Bildungsentscheidung nach Abschluss der Sekundarstufe I die Schullaufbahn an einer weiterführenden Schule fortzusetzen oder in eine Berufsausbildung überzugehen. Spezifischer wird untersucht, welche Rolle dabei der Distanz zur nächstgelegenen weiterführenden Schule zukommt und inwieweit ihre Bedeutsamkeit nach sozialer Herkunft variiert. Auf Basis rationaler Handlungstheorien (Boudon 1974; Breen & Goldthorpe 1997; Esser 1999) wird in diesem Zusammenhang postuliert, dass diese Entfernung als Kostenfaktor insbesondere von SchülerInnen niedriger sozialer Herkunft im Entscheidungsprozess berücksichtigt wird. Denn indem diese eine geringere Bildungsmotivation aufweisen sollten als Jugendliche höherer sozialer Herkunft, sollten sie sich hinsichtlich ihres Übergangsverhaltens als deutlich kostensensibler erweisen und demnach auch der Erreichbarkeit der Bildungseinrichtung im Zuge ihrer Bildungsentscheidung eine höhere Bedeutung beimessen. Empirisch wird diese These anhand der Daten der Bevölkerungsbefragungen des Projekts „BildungsLandschaft Oberfranken (BiLO)“ geprüft. Die Analysen beziehen sich auf eine Teilstichprobe von 246 SchülerInnen, die im Herbst 2015 zu Beginn ihres Abschlusschuljahres erstmals, sowie im darauffolgenden Herbst 2016 im Nachgang ihres Übergangs interviewt wurden. Die Daten erlauben – neben einer differenzierten Messung der sozialen Herkunft als zentrale unabhängige Variable – die Verwendung gängiger Variablen für die Modellierung dieser Bildungsentscheidung (Kosten, Nutzen, Erfolgswahrscheinlichkeit, Statuserhaltungsmotiv) sowie insbesondere die Berücksichtigung spezifischer räumlicher Determinanten. So wurde beispielsweise mittels Georeferenzierung die Entfernung zwischen dem Heimatort des Jugendlichen und der nächstgelegenen weiterführenden Schule berechnet und in die statistischen Analysen aufgenommen. Des Weiteren wird in den empirischen Analysen für die Möglichkeit residenzieller Segregation nach sozialer Herkunft kontrolliert. Deskriptive Ergebnisse zeigen, dass der Bildungsweg nach Abschluss der Sekundarstufe I überproportional häufiger von Jugendlichen höherer sozialer Herkunft fortgesetzt wird. Ebenso zeigt sich, dass dieser Übergang in eine weiterführende Schule anstatt in eine Berufsausbildung umso wahrscheinlicher geschieht, wenn hierzu nur eine kurze räumliche Distanz zwischen Wohnort und weiterführender Schule zu überwinden ist. Anschließende multivariate Analysen zeigen dann spezifischer, dass eben diese Entfernung im Zuge der Bildungsentscheidung (lediglich) für SchülerInnen niedrigerer sozialer Herkunft relevant ist – und dies auch unter Kontrolle residenzieller Segregation nach sozialer Herkunft.

Teilnehmer der Jahrestagung 2019

A

Markus Abbrent (Humboldt-Universität zu Berlin)

Benjamin Aretz (Universität Rostock)

Petra Aschenbrenner (LRA Erding – Sozialplanung)

Lara Augustijn (Universität Duisburg-Essen)

B

Christoph Bein (Netherlands Interdisciplinary Demographic Institute (NIDI))

Maria Bellingier (Auswärtiges Amt, Werderscher Markt 1, 10117 Berlin)

Wachtler Benjamin (Robert Koch-Institut)

Roland Berntsen (Bundesministerium für Arbeit und Soziales)

Hans-Peter Blossfeld (Universität Bamberg)

Kathrin Böhm (Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat)

Silvia Böhm (Böhm Marktforschung & Demografie-Beratung)

Mirko Braack (Universität Rostock)

Uta Brehm (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Jana Brix (Kantar Public)

Martin Bujard (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

C

Melanie Castello (Otto-von-Guericke Universität Magdeburg)

Laura Castiglioni (DJI)

Seulki Choi (KDI School of Public Policy and Management (Professor) / Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (visiting scholar))

Katharina Choroschun (Universität Bielefeld)

Alexander Conrad (Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde)

Gerrit Corkadi (Universität Duisburg-Essen)

D

Anna Dechant (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Philipp Deschermeier (Institut Wohnen und Umwelt)

Volker Deville (Mitveranstalter des Berliner Demografie-Forums, Honorarprofessor für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth, vormals Leiter Zukunftsthemen Allianz Deutschland)

Elisabeth Dittrich (TU Dresden)

Gabriele Doblhammer (Universität Rostock)

Dominik Domhoff (Universität Bremen, Fachbereich 11)

Eleana Dongas (Universität Bielefeld)

Markus Dörflinger (Universität Bamberg)

E

Marcus Ebeling (Universität Rostock & Max-Planck-Institut für demografische Forschung)

Andreas Edel (Population Europe)

Lutz Eichholz (Fachgebiet Stadtsoziologie TU Kaiserslautern)

Henriette Engelhardt-Wölfler (Universität Bamberg)

Tamara Eschler (Landkreis Darmstadt-Dieburg)

Andreas Ette (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

F

Gustav Feichtinger (Vienna University of Technology (TU), Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital (IIASA, VID/OAW, WU))

Michael Feldhaus (Universität Oldenburg)

Andreas Filser (Universität Oldenburg)

Melanie Fischer (Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg)

Stephanie Fleischer (Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen)

Sebastian Franke (Ludwig-Maximilians-Universität, Fachbereich Health Services Management)

Carmen Friedrich (Professur für Demografie Universität Bamberg)

Thomas Fritze (DZNE e.V.)

Johann Fuchs (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung)

Michael Fürnrohr (Bayerisches Landesamt für Statistik, Leiter der Abteilung „Bevölkerung, Haushalte, Zensus, Erwerbstätigkeit, Finanzen, Rechtspflege, Schulen“)

G

Wido Geis-Thöne (IW Köln)

Daniela Georges (Universität Rostock)

Birgit Glorius (TU Chemnitz)

Daniel Göler (Universität Bamberg, Geographische Migrations- und Transformationsforschung)

Daniel Götz (Stadt Karlsruhe, Amt für Stadtentwicklung)

*Steffen Groß (GRAS * Gruppe Architektur & Stadtplanung Dresden)*

Tempel Günter (Gesundheitsamt Bremen)

H

Heike Hagedorn (Bundesministerium des Innern)

Marc Hannapel (Universität Koblenz-Landau)

Sonja Haug (OTH Regensburg, Institut für Sozialforschung und Technikfolgenabschätzung)

Andreas Heigl (Servier Deutschland GmbH)

Stephanie Hess (Otto-von-Guericke Universität Magdeburg (FHW))

Michael Hilbig (Universität Koblenz-Landau)

Elke Hoffmann (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Elke Hoffmann (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Charlotte Höhn

Maria Hornung

Ansgar Hudde (LMU München)

K

Eva Kibele (Statistisches Landesamt Bremen)

Daniel Klee (Universität Duisburg-Essen)

Andreas Klocke (Frankfurt University of Applied Sciences)

Sebastian Klüsener (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Maria Knabe

Anna Koch (Institut für Sozialforschung und Technikfolgenabschätzung (IST) der OTH Regensburg)

Martin Kohls (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge)

Laura Konzelmann (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Bernhard Köppen (Universität Koblenz-Landau)

Corinna Krämer (Leibniz-Institut für Bildungsverläufe e.V.)

Lothar Krätzig-Ahlert (Grontmij GmbH)

Daniel Kreft (Universität Rostock)

Michaela Kreyenfeld (Hertie School of Governance)

Anne-Kristin Kuhnt (Universität Duisburg-Essen)

L

David Lehmkuhl (Ruhr-Universität Bochum Lehrstuhl Sozialwissenschaftliche Datenanalyse)

Katrin Linde

Elke Loichinger (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Reinhard Loos (Deenst GmbH)

Christiane Lübke (Universität Duisburg-Essen)

Doris Lücken-Klaßen (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb))

Marc Luy (Vienna Institute of Demography)

M

Steffen Maretzke (BBSR Bonn)

Tilman Mayer (Universität Bonn)

Birgit Mayer-Lewis (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg)

Andreas Mergenthaler (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB))

Frank Micheel (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Tatjana Mika (DRV Bund Berlin)

Doreen Müller (Leibniz-Institut für Bildungsverläufe)

N

Robert Naderi (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Enno Nowossadeck (Robert Koch-Institut)

Sonja Nowossadeck (DZA Berlin)

O

Christiane Odewald (Regierung von Oberfranken, Sachgebietsleiterin „Raumordnung, Landes- und Regionalplanung“)

P

Richard Preetz (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg)

Hannelore Prüver

R

Roland Rau (Universität Rostock)

S

Cristina Samper Mejia (Hertie School of Governance)

Torsten Sauer (Universität Rostock)

Markus Sauerberg (Vienna Institute of Demography)

Susanne Schmid (Hanns-Seidel-Stiftung)

Jasmin Schmitt (Ruhr-Universität Bochum)

Norbert F. Schneider (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Simone Schönfeld

Florian Schulz (Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg)

Ines Schuster

Mathias Siedhoff (TU Dresden, Institut für Geographie)

Bettina Sommer (Statistisches Bundesamt)

Sven Stadtmüller (Frankfurt University of Applied Sciences)

Nico Stawarz (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB))

Almut Steger

Ingrid Stöhr (Leibniz-Institut für Bildungsverläufe e.V.)

Elmar Stracke (Universität Bayreuth)

Aaron Stursberg (Ruhr-Universität Bochum Lehrstuhl Sozialwissenschaftliche Datenanalyse)

T

Andrea Teti (Institut für Gerontologie - Universität Vechta)

U

Ann-Marie Ullein (ifb Staatsinstitut für Familienforschung)

V

Patrizio Vanella (Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover)

Anja Vatterrott (Universität Rostock)

W

Benjamin Wachtler (Robert Koch-Institut)

Georg Wenau (Max-Planck-Institut für demografische Forschung)

Annelene Wengler (Robert Koch-Institut)

Cora Wernerus (Universität Duisburg-Essen)

Ronny Westerman (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Christina Westphal (Fraunhofer Institut für Zelltherapie und Immunologie, Leipzig, Standort Rostock)

Hinrich Wildfang (Universität Hamburg)

Christina Benita Wilke (FOM Hochschule)

Nils Witte (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung)

Nadine Wittmann

Z

Franziska Babette Zehl

Christina Zeichner (LIfBi - Leibniz Institut für Bildungsverläufe e.V.)

Felix zur Nieden (Statistisches Bundesamt)